

SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT *57* SAARBRÜCKEN 1985



THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY
1215 EAST 58TH STREET
CHICAGO, ILL. 60637
TEL: 773-936-3200
WWW.CHICAGO.LIBRARY.EDU

Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank Saar Girozentrale

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 3, Gutsforsthaus Eschberg, Eschberger Weg 70, Telefon (06 81) 81 19 49 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes 6,- DM / Abonnementspreis: 5,- DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 6600 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 6600 Saarbrücken 1, St. Johanner Markt 24, Telefon 30 01-4 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: SDV Saarbrücker Druckerei und Verlag GmbH, 6600 Saarbrücken 3, Halbergstraße 3, Telefon (06 81) 6 49 41.

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 57 1985



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

- 5 Klaus Bernarding
VORWORT
- 7 Ulrich Ammon
DIALEKT UND HOCHSPRACHE – EINE KONTROVERSE
- 25 Victor Hell
DIE ELSÄSSISCHEN MUNDARTEN ZWISCHEN ZWEI HOCHSPRACHEN
- 33 Max Mangold
DAS SAARBRÜCKER WÖRTERBUCH VON EDITH BRAUN UND MAX MANGOLD
- 37 Gerhard Stebner
DOLMETSCHEN ZWISCHEN MUNDART UND HOCHSPRACHE
- 51 Bernd Philippi
MUNDARTLITERATUR
- 85 Ernst Schilly
SAARBRÜCKEN – METZ. EIN JAHRZEHNT ZUSAMMENARBEIT DER HISTORISCHEN INSTITUTE DER UNIVERSITÄTEN METZ UND SAARBRÜCKEN
- 101 Rudolf Saam
30 JAHRE STAATLICHES ABENDGYMNASIUM SAARBRÜCKEN



Klaus Bernarding

VORWORT

Die vorausgegangene 4. Saarbrücker Literatur-Werkstatt hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Vertreter einer „Literatur am Rande“, d. h. Autoren aus den benachbarten Regionen, außer Saarländern auch Luxemburger, Lothringer, Elsässer, Schweizer und Rheinland-Pfälzer zusammenzuführen und zu Wort und Wörtern kommen zu lassen.

Die 5. Saarbrücker Literatur-Werkstatt nun, die vom 17. bis 19. Februar 1984 vom Verband deutscher Schriftsteller (Saar) in Zusammenarbeit mit dem Saarländischen Rundfunk in der Friedrich-Ebert-Stiftung Saarbrücken veranstaltet wurde, stellte die Frage nach „Mundart – Hochsprache, eine Kontroverse?“. Die theoretische Grundlage hierzu lieferten die Vorträge der Professoren Ammon (Duisburg), Hell (Strasbourg), Mangold (Saarbrücken) sowie Dr. Stebner (Saarbrücken). An der Diskussion beteiligten sich neben Wissenschaftlern insbesondere Schriftsteller und Mundartdichter. Während eines Abend im Theater im Stiefel wurden Texte und Weisen der Liedermacher(in) Sylvie Reff (Elsaß), Robert Steffen (Luxemburg) und Walter Lorrang (Saarland) einem erweiterten Hörerkreis vorgestellt.

Uns, d. h. Autoren, die in einer Region leben und arbeiten, wo das Mundartliche Arbeitswelt und Alltag so durchdrungen hat, daß sie von ihr geprägt erscheinen, sollte die Fragestellung „Mundart – Hochsprache, eine Kontroverse?“ helfen, die Spannung zwischen den beiden Ausdrucks- und Mitteilungformen zu verdeutlichen und nach eventuellen Lösungen zu suchen.

Aus dem von uns in der vorliegenden Dokumentation zusammengetragenen Materialien dürfte zu ersehen sein, in welcher vielfacher Art und vielfältigen Beziehungen sich Mundartliches und Hochsprachliches gegenseitig bestimmen und ergänzen, sich bei Gelegenheiten auch begrenzen, ja sogar ausschließen. In jedem Falle bilden beide jeweils füreinander so etwas wie einen „Zulieferer“: aus dem Alltäglichen und Privaten fließen der Hochsprache Bilder und Sinngestalten zu; umgekehrt kommen aus der Hochsprache Begriffe des öffentlichen und politischen Lebens z. B., die ins Mundartliche aufgenommen und verwandelt, dazu beitragen, zeitgenössische Zusammenhänge zu erklären und Probleme zu lösen.

Klaus Bernarding

EINLADUNG

Seien Sie schön artig!
Arten Sie mund, reden Sie art –
Nicht mundtot machen lassen.

Krempeln Sie die Ärmel hoch:
Werken Sie mundartlich,
Solang der Vorrat reicht –

Bedenken Sie, daß sich
Mundart
Schreibart
Lesart
Voneinander unterscheiden:
Nicht alles, was mundet,
Steht auch geschrieben.
Nicht alles, was geschrieben steht,
Ist artig,
Sondern des Schreibers eigentümliche
Unart –

Was natürlich Ihre Lesart oder Hörart ist,
Nicht meine!

Meine Mundart ist auch nicht Ihre Denkart:
Gell, awwer dat wor net bees gemend,
Ganz im Gegenteil: bloß mund-artig.

DIALEKT UND HOCHSPRACHE – EINE KONTROVERSE

Gliederung

- I. Vorbemerkung
- II. Einige aktuelle Kontroversen über Dialekt und Hochsprache
 - 1. Die Kontroverse über die Schichtenverteilung von Dialekt und Hochsprache
 - 2. Die Kontroverse um Dialekt und Hochsprache in der Schule
 - 3. Die Kontroverse um die „Sprachgüte“ von Dialekt und Hochsprache
 - 4. Kontroversen über den Gebrauch von Dialekt in der Literatur
- III. Die Begriffe „Dialekt“ und „Hochsprache“
- IV. 1. Zur Soziologie von Dialekt und Hochsprache: Beschreibung
 - 2. Zur Soziologie von Dialekt und Hochsprache: Erklärungsansätze
- V. Zum Gebrauch des Dialekts in der Literatur
- VI. Literaturhinweise

I. Vorbemerkung

Der jungdeutsche Autor Ludolf Wienbarg veröffentlichte 1834 ein umfangreiches Pamphlet mit dem Titel: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres.“ Bei der Lektüre wird deutlich, daß die „plattdeutsche Sprache“ für die Mundarten oder Dialekte generell steht. Der Dialekt ist für Wienbarg der Hauptgrund dafür, daß – wie er schreibt – der deutsche Bauer ein ungebildeter „Klotz“ geblieben ist. Um ihn zur Mündigkeit zu führen, zur Fähigkeit politischer Selbstbestimmung, ist es notwendig, ihm die Hochsprache zu vermitteln und ihn vom Dialekt zu „befreien“.

Das Pamphlet Wienbargs wird in der Dialektologie des öfteren zitiert, zumeist als Kuriosität oder als Negativbeispiel. Wenn man jedoch von den sarkastischen Formulierungen absieht, so steht dieses Pamphlet durchaus in einer ernstzunehmenden, nämlich der aufklärerischen Tradition. Sowohl für die aufklärerischen Philosophen und Pädagogen als auch die in der aufklärerischen Tradition stehenden Autoren waren die Vorzüge der Hochsprache vor den Dialekten unbestritten. Aufklärerische Bildung und Literatur wurden letztlich nur in der Hochsprache für möglich gehalten. In diesem Sinn haben sich zum Beispiel der Pädagoge Wolfgang Radtke, der Literaturwissenschaftler und Philosoph Johann Christoph Gottsched, aber auch Klassiker wie Goethe oder spätklassische Philosophen und Autoren wie Friedrich Theodor Vischer eindeutig geäußert.

Offenkundig gibt es heute in dieser Frage keinen Konsens mehr. Ich will nun zunächst einmal einige aktuelle Streitpunkte über Dialekt und Hochsprache skizzieren. Danach möchte ich gewisse Grundlagen für die Beurteilung dieser strittigen Positionen unterbreiten. Dazu gehören zum einen klärende Hinweise

zu den Begriffen Dialekt und Hochsprache und zum anderen soziologische und psychologische Erkenntnisse über Dialektsprecher und Hochsprachesprecher. Im Zuge dieser Ausführungen komme ich auch wieder auf die kontroversen Standpunkte zu sprechen. Abschließend gestatte ich mir noch einige recht unsystematische Bemerkungen über Dialektliteratur.

II. Einige aktuelle Kontroversen über Dialekt und Hochsprache

1. *Die Kontroverse um die Schichtenverteilung von Dialekt und Hochsprache*

Seit Anfang der 70er Jahre wird von einigen Soziolinguisten beharrlich darauf hingewiesen, Dialekt und Hochsprache seien Sozialschichtenspezifika, und zwar sei der Dialekt überwiegend die Sprache der unteren Sozialschichten, die Hochsprache die Sprache der höheren Sozialschichten (Hasselberg, 1972; Ammon, 1973b). Dieser Behauptung wurde und wird von manchen Dialektologen widersprochen. Dagegengehalten wird vor allem folgendes: diese Schichtenverteilung sei nicht allgemeingültig, sondern treffe allenfalls für bestimmte Regionen zu; ferner seien es oft gerade die höheren Sozialschichten, die heutzutage noch den reinsten Dialekt sprächen; schließlich ständen die unteren Sozialschichten am intensivsten im Banne der Massenmedien und mithin auch der Hochsprache.

2. *Die Kontroverse um Dialekt und Hochsprache in der Schule*

Erstaunlicherweise können aus ein und derselben soziologischen Einschätzung des Dialekts entgegengesetzte didaktische Vorstellungen entspringen. Von ein und derselben Einschätzung des Dialekts als Unterschichtsprache aus wurden die folgenden entgegengesetzten Positionen vertreten. Von der einen Seite wird gefordert: der Dialekt sollte in der Schule gleichberechtigt neben der Hochsprache zugelassen werden, um Unterschichtkinder nicht zu benachteiligen (S. Jäger, 1971). In diesem Zusammenhang wird gelegentlich sogar auf das Menschenrecht der Bildung, zumindest der Elementarbildung in der Muttersprache verwiesen (UNESCO-Veröffentlichung, 1953). Von der anderen Seite wird dagegen gefordert: die Dialektsprecher sollten möglichst frühzeitig, evtl. schon in einer Vorschule, intensiv in der Hochsprache geschult werden, damit ihnen spätere Nachteile in Schule und Beruf erspart bleiben (Helmers, 1984). Solche Nachteile werden übrigens ebenfalls von beiden Kontrahenten als erwiesen anerkannt.

Wie man leicht sieht, entspringt diese entgegengesetzte didaktische Forderung sogar einer in wichtigen Punkten übereinstimmenden gesellschaftspolitischen Zielsetzung. Beide Kontrahenten wollen den Abbau sozialer Benachteiligungen und halten sprachlich bedingte Benachteiligung für eine Art sozialer Benachteiligung.

3. Die Kontroverse um die „Sprachgüte“ von Dialekt und Hochsprache

Diejenigen, die den Dialekt möglichst gleichberechtigt für den Schulunterricht akzeptieren wollen, vertreten nicht selten die Auffassung, der Dialekt sei um nichts weniger ein vollkommenes Sprachsystem als die Hochsprache. Er sei eben nur ein anderes Sprachsystem, und jede negative Bewertung sei letztlich nichts anderes als ein wissenschaftlich unhaltbares soziales Vorurteil (Neuland, 1979; Karl-Heinz Bausch 1973). In der Soziolinguistik wird diese Auffassung als „Differenzhypothese“ bezeichnet; sie basiert auf der verbreiteten linguistischen Auffassung, daß alle natürlichen Sprachen letztlich äquivalent seien. Die Gegner dieser Auffassung, die als „Defizithypothetiker“ bezeichnet werden, bestreiten hingegen diese Äquivalenz aller natürlichen Sprachen. Sie weisen u. a. darauf hin, daß der Dialekt im Wortschatz Lücken aufweise, z. B. im wissenschaftlichen Wortschatz, daß er nicht verschriftet sei und daß er eine geringere regionale Reichweite habe.

4. Kontroversen über den Gebrauch von Dialekt in der Literatur

Eine lange Tradition hat der Gebrauch des Dialekts in der Literatur aus dialektpflegerischen Motiven. Ein Beispiel dafür ist der Zeitgenosse Wienbargs Klaus Groth. Bei ihm ist zudem literarische Dialektpflege sehr deutlich gesellschaftspolitisch konservativ motiviert. Die von Wienbarg repräsentierte Richtung ist entschiedener Widerpart dieser Art von Dialektliteratur. Leute wie Wienbarg verabscheuten den literarischen Dialektgebrauch, weil er ihrer Ansicht nach nur die Dialektsprecher in ihrer Unmündigkeit befestigt. Nun gibt es allerdings neben der konservativen Dialektliteratur auch schon zur Zeit Wienbargs und Groths eine unzweifelhaft progressiv motivierte. Ein Beispiel ist Ernst Reuter, der u. a. in „Kein Hüsung“ die herrschenden Feudalverhältnisse vernichtend kritisiert. Heutzutage spielt zumindest in der öffentlichen Auseinandersetzung um die Dialektliteratur die politisch konservative Richtung kaum mehr eine Rolle, wenngleich sie natürlich in Heimatkalendern und Volksstücken fortlebt. Die tonangebenden Dialektautoren sind größtenteils bekundetermaßen gesellschaftskritisch und progressiv eingestellt.

Ich habe den Eindruck, daß unter diesen Autoren der Dialektgebrauch nicht gerade heftig kontrovers diskutiert wird; es gibt eher einige zaghafte Warnungen von außen her, von seiten mancher Wissenschaftler. Diesen Autoren erscheint, wenn ich es richtig sehe, der Dialektgebrauch in vollem Einklang mit ihren progressiven Ansprüchen. Um die Diskussion zu fördern, möchte ich jedoch einige denkbare Kontroversen andeuten. Ich greife sie nicht etwa aus der Luft, sondern knüpfe zum Teil an schon vorgetragene Argumente an; selbstverständlich geht es mir auch nicht darum, Probleme zu erfinden, wo in Wirklichkeit keine vorhanden sind; sondern ich meine, daß in den folgenden, zum Teil konstruierten kontroversen Standpunkten durchaus ernstzunehmende Probleme stecken.

- a) Die progressiven Dialektautoren, zum Beispiel Manfred Bosch, Franz-Xaver Kroetz oder Martin Sperr, sind davon überzeugt, daß sie im Interesse

der sozial Benachteiligten Dialekt schreiben. Dem könnte man folgendes entgegenhalten: indem diese Autoren damit die „Dialektwelle“ weiter aufpeitschen, leisten sie auch der konservativen Dialektpflege Argumentationshilfe. Der Forderung nach Abbau schulischer Nachteile der Dialektsprecher wird neuerdings wieder mit dem Argument begegnet, daß Dialektsprechen kein Nachteil, sondern ein Vorteil sei. Diese Argumentation hat eine lange Tradition, auch in der Dialektologie; Leo Weisgerber spricht z. B. von den Nicht-Dialektsprechern als den „Enterbten“ (Weisgerber, 1956). Der vermehrte Gebrauch des Dialekts in der Literatur fördert die Wiederbelebung solcher Bewertungen. Die ganze Problemstellung schulischer und sozialer Nachteile von Dialektsprechern wird von der Dialektwelle zugeschwappt.

- b) Die progressiven Dialektautoren sind von dem Gedanken beseelt, den „Mundtoten“ ein Sprachrohr zu verleihen (Adrien Finck nach Fluck, 1983:1663). Hier könnte man die skeptische Frage anbringen, ob dieses Sprachrohr überhaupt je auf den richtigen Munde gelangt, und weiter, ob es diesem Mund dann tatsächlich Sprache verleiht oder Gehör verschafft. Mit diesen „Mundtoten“ müssen wohl die Nur-Dialektsprecher gemeint sein; sie können sich in wichtigen Situationen nicht äußern, weil da die Hochsprache verlangt wird. Trägt die Dialektliteratur tatsächlich dazu bei, daß diese Mundtoten sprachtüchtig werden, oder werden sie nur denjenigen *vorgeführt*, die ohnehin schon sprachtüchtig sind?
- c) Die progressiven Dialektautoren begründen den Dialektgebrauch mit diversen Argumenten der „Sprachgüte“, die – ihrer Auffassung nach – den Dialekt vor der Hochsprache auszeichnen. Nach einer Zusammenstellung von Gerhard W. Baur (in Spranger, 1977:42f.) halten diese Autoren je nachdem den Dialekt für
- unverbrauchter
 - lebendiger
 - echter
 - wahrer
 - unmittelbarer
 - konkreter
genauer (bei Baur hinter demselben Spiegelstrich wie „konkreter“)
 - anschaulicher
 - bilderreicher
 - farbiger
 - klangvoller
 - gemüthafter
 - wärmer
 - humorvoller
 - ernster, und/oder
 - schöner.

Hiergegen kann man einwenden, daß sich sämtliche dieser Charakterisierungen problematisieren lassen. So könnte man z. B. bei einer ganzen Reihe dieser Eigenschaften bezweifeln, ob sie überhaupt typisch für den Dialekt

sind. Es sind eher Eigenschaften, die jede Sprache dann für einen Sprecher hat, wenn sie seine Muttersprache ist. Als Muttersprache ist jede Sprache „unmittelbarer“, „gemüthafter“, „wärmer“ usw. als eine Zweit- oder Fremdsprache. Diese Eigenschaften hätte der Dialekt demnach nur für muttersprachliche Dialektsprecher, nicht jedoch für muttersprachliche Hochsprachesprecher, die ihren Genuß am Dialekt aus anderen Qualitäten beziehen müssen. Für muttersprachliche Hochsprachesprecher hat sogar gerade die Hochsprache diese Eigenschaften. Bei anderen dieser Charakterisierungen liegt der Verdacht nahe, daß sie einfach falsch oder aber anders gemeint sind. Daß der Dialekt „wahrer“ sei als die Hochsprache – was z. B. Martin Walser zu glauben scheint – dürfte solch ein Fall sein. Kann man im Dialekt tatsächlich weniger lügen oder sich irren als in der Hochsprache? Oder ist „wahrer“ im Sinne von „wahrhaftiger“ gemeint, also wer Dialekt spricht, hat einen aufrichtigeren Charakter? Es ist zu vermuten, daß weder die eine noch die andere Annahme einer strengen Prüfung standhält.

- d) Als weiteres Argument zugunsten des Dialektgebrauchs in der Literatur wurde vorgebracht, die Dialektsprecher würden dadurch eher aufgerüttelt und zu kritischem Bewußtsein gebracht – wobei davon ausgegangen wird, daß die betreffende Literatur die Dialektsprecher erreicht. Dagegen wurde vorgebracht, daß gerade der Dialekt dafür ungeeignet sei. Speziell als Muttersprache taue er aufgrund der emotionalen Assoziationen nicht zur Brechtschen Entfremdung; er provoziere nicht kritische Distanz, sondern unkritische Identifikation (Bausinger, 1976). Für schriftliche Dialektliteratur wäre skeptisch hinzuzufügen, daß das Aufrütteln vermutlich schon mangels Rezeptionsmöglichkeiten scheitert. Denn Dialektliteratur ist zumeist ziemlich schwer zu lesen; gerade für die überwiegend leseungeübten Dialektsprecher ist sie sicherlich schwerer als ansonsten gleichartige hochsprachliche Literatur.

Diese Kontroversen wurden teilweise schon recht intensiv ausgetragen, ein Teil davon wurde dagegen noch kaum aufgegriffen, läßt sich aber offenkundig leicht weiter entspinnen. Ich möchte es zunächst bei diesen Andeutungen belassen und nunmehr die angekündigte andere Richtung einschlagen. Es erscheint mir zweckmäßig, im weiteren vor allem ein gewisses Fundament zu legen für die Diskussion dieser und anderer Kontroversen. Ein wichtiger Bestandteil dieses Fundaments sind einigermaßen klare Begriffe von Dialekt und Hochsprache.

III. Die Begriffe „Dialekt“ und „Hochsprache“

„Dialekt“ und „Hochsprache“ sind zunächst einmal Alltagsbegriffe. Als solche stehen sie in dem begründeten Verdacht, vage und mehrdeutig zu sein. Dies ist für wissenschaftliche Zwecke unpraktisch. In der Wissenschaft sollen die Begriffe nämlich in Aussagen gebraucht werden, die auf ihre Wahrheit überprüfbar sind. Durch vage und mehrdeutige Begriffe werden jedoch auch die

Aussagen vage und mehrdeutig, haben also keinen eindeutigen und klaren Sinn. Wenn aber der Sinn oder die Bedeutung der Aussagen nicht klar und eindeutig ist, kann auch nicht einwandfrei über ihre Wahrheit geurteilt werden.

Wissenschaftlich brauchbare Begriffe in dem skizzierten Sinn gewinnt man aus Alltagsbegriffen durch die Methode der „Begriffsexplikation“, die Rudolf Carnap (1959: 12 – 18) vorgeschlagen hat. Man konstruiert dabei die Bedeutung des interessierenden Alltagsbegriffs explizit, am besten – der Eindeutigkeit und Genauigkeit halber – mit Mitteln der formalen Logik. Dabei sucht man der intuitiv bekannten Bedeutung so nahe wie möglich zu kommen. Bei konsequentem Vorgehen wird man zumeist auf mehrere Bedeutungen stoßen, die zudem allesamt vage sind. Für das weitere Vorgehen legt man sich dann auf eine dieser Bedeutungen fest, die einem am wichtigsten erscheint und präzisiert sie. Dies geht nicht ohne willkürliche Festlegung ab. Die übrigen Bedeutungen kann man, wenn sie weiter interessieren, durch zusätzliche, evtl. neue Ausdrücke bezeichnen.

Diese Methode der Begriffsexplikation liegt meinen Ausführungen über die Begriffe Dialekt und Hochsprache zugrunde, wird aber nicht im einzelnen vorgeführt. Insbesondere stelle ich die Begriffe von Dialekt und Hochsprache hier nicht mit formallogischen Mitteln dar. Jedoch wäre diese Darstellung in der Sprache der Prädikatenlogik ohne weiteres möglich.

Vielleicht sollte noch auf einen weiteren Punkt hingewiesen werden: es ist letztlich nebensächlich, auf welchem Wege man zu dem Explikat des Begriffs, zu seiner wissenschaftlichen Fassung, kommt; die Hauptsache ist, daß die vorgeschlagene Lösung akzeptabel ist, d.h., daß wir erkennen, daß uns vor allem diese Bedeutung vorgeschwebt hat, als wir den betreffenden Ausdruck gebrauchten, ohne daß uns diese Bedeutung bislang klar war.

Die erste Klarstellung besteht darin, daß wir unter Dialekten oder Hochsprachen keine Arten des Sprachgebrauchs oder der Rede (*parole*) verstehen, sondern *Arten von Sprache* (*langue*). Darauf deutet schon die Tatsache hin, daß man sowohl im Dialekt als auch in der Hochsprache ganz unterschiedliche Arten von Reden führen kann, z. B. freche, pathetische, stockende usw. Die Arten der Rede liegen demnach auf einer anderen Ebene als die Begriffe Dialekt und Hochsprache, die Arten von Sprachen sind.

Vielleicht sollte ich hervorheben, warum ich nicht einfach von Sprachen, sondern von *Arten von Sprachen* spreche. Unter Dialekten oder Hochsprachen verstehen wir nicht bestimmte Einzelsprachen wie Schwäbisch oder King's English, sondern wir *charakterisieren* damit solche Einzelsprachen, sprechen ihnen bestimmte Arteigenschaften zu, eben entweder Dialekt oder Hochsprache zu sein oder vielleicht auch keines von beiden.

Das nächste Merkmal ist etwas heikel; eigentlich würde ich es am liebsten als letztes zur Sprache bringen, jedoch sind die darauf folgenden Merkmale diesem

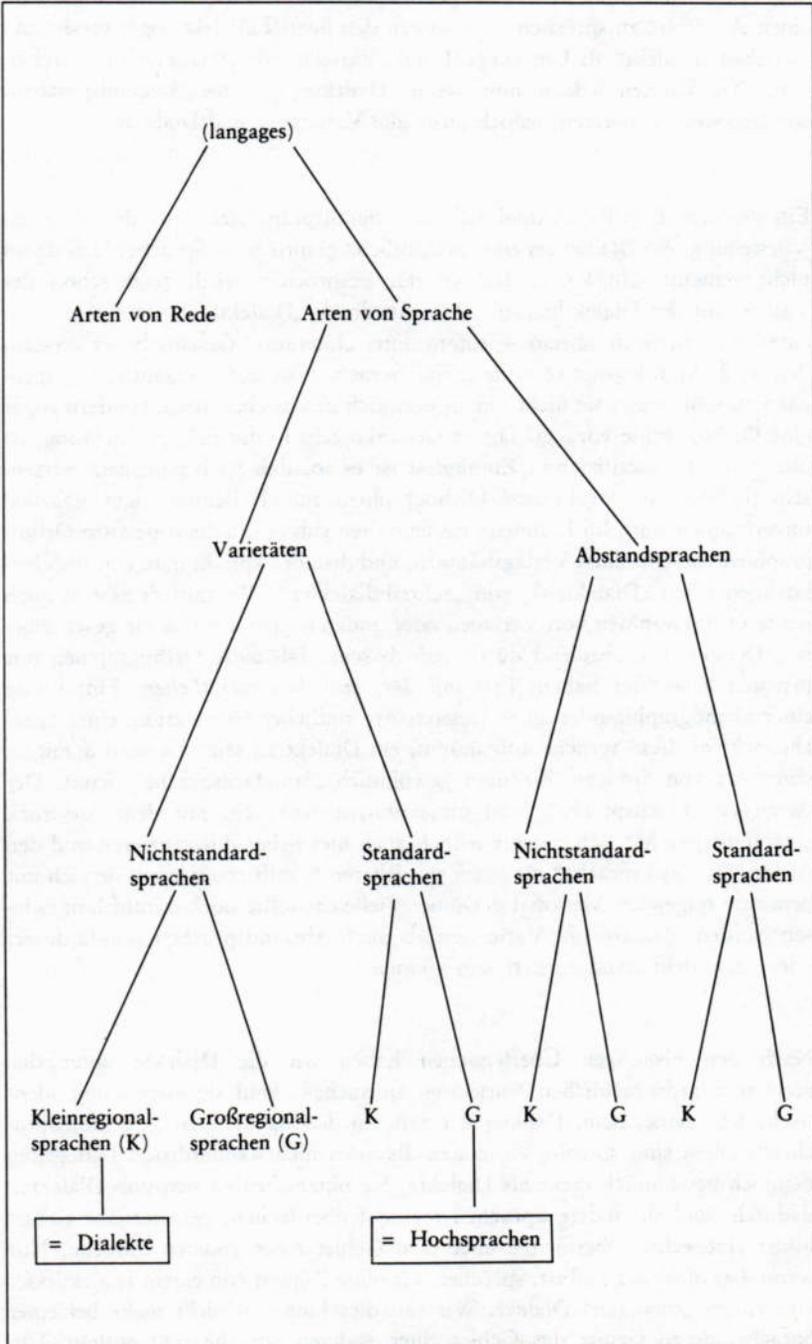
Merkmal untergeordnet. Die Sprachwissenschaftler sind auf dieses Merkmal gestoßen bei Versuchen, die Sprachen Afrikas oder Südostasiens in Dialekte einerseits und „richtige“ Sprachen – wie man oft auch sagt – andererseits einzuteilen. Fanden sie eine Sprache, die mit keiner bekannten anderen Sprache nähere grammatische Verwandtschaft aufwies, so betrachteten sie diese als „richtige“ oder „selbständige“ Sprache. Man spricht heutzutage von einer „Abstandssprache“; im andern Fall – also bei Vorliegen näherer grammatischer Verwandtschaft mit einer anderen Sprache – sprachen sie von einem „Dialekt“. Besser und inzwischen auch gebräuchlich ist es, in einem solchen Fall von einer „Varietät“ zu sprechen. Wir wollen den Begriff Dialekt enger fassen und zwischen „Dialekt“ als Unterbegriff und „Varietät“ als Oberbegriff unterscheiden. Wir können jedoch nun sagen: Dialekte sind nie Abstandssprachen, sondern stets Varietäten; jedoch nicht alle Varietäten sind Dialekte.

Ein weiteres Begriffsmerkmal läßt sich herauspräparieren aus der gängigen Vorstellung, ein Dialekt sei eine „wesentlich“ gesprochene Sprache. Daß damit nicht gemeint sein kann, daß sie nur gesprochen wird, zeigt schon der Tatbestand der Dialektliteratur. Der Ausdruck „Dialektliteratur“ wäre sonst eine *contradictio in adjecto* – sofern unter „Literatur“ Geschriebenes verstanden wird. Man könnte vermuten, eine Sprache höre auf, „wesentlich“ gesprochen zu sein, wenn sie nicht nur gelegentlich geschrieben wird, sondern sogar eine Orthographie vorliegt. Dieser Gedanke geht in die richtige Richtung, ist aber noch zu spezifizieren. Zumindest ist es so, daß nach gängigem wissenschaftlichem Sprachgebrauch Orthographien mit Dialekten nicht gänzlich unverträglich sind. Im Frühneuhochdeutschen gab es durchaus gewisse Orthographien von einzelnen Verlagshäusern, und dennoch spricht man von frühneuhochdeutschen „Dialekten“, von „Schreibdialekten“. Vermutlich gibt es auch heute Orthographien von Verlagen oder anderen Institutionen für geschriebenen Dialekt. Entscheidend dürfte jedoch sein, daß diese Orthographien nur privaten Charakter haben. Erst mit der *amtlichen (staatlichen)* Einführung einer Orthographie oder einer anderen Art amtlicher Normierung einer Sprache, scheint diese Sprache aufzuhören, ein Dialekt zu sein; sie wird damit zu einer Art von Sprache, die man gewöhnlich „Standardsprache“ nennt. Der Ausdruck „Hochsprache“ wird oft synonym gebraucht mit dem Ausdruck „Standardsprache“. Ich möchte jedoch auch hier lieber differenzieren und den Ausdruck „Hochsprache“ für einen spezielleren Begriff reservieren, den ich mit dem nun folgenden Merkmal gewinne. Vielleicht sollte noch darauf hingewiesen werden, daß sowohl Varietäten als auch Abstandssprachen standardisiert oder auch nicht standardisiert sein können.

Nach den bisherigen Überlegungen haben wir die Dialekte unter den nicht-standardsprachlichen Varietäten zu suchen. Sind sie aber damit identisch? Ich meine, nein. Denken wir z. B. an die sogenannten „Umgangssprachen“. Diese sind sowohl Varietäten als auch nichtstandardisiert und gelten dennoch gewöhnlich nicht als Dialekte. Sie unterscheiden sich von Dialekten dadurch, daß sie andere Sprachen regional überdecken, genauer: ihr Gebiet bildet eine echte Obermenge über dem Gebiet einer anderen Sprache. Nur wenn dies nicht der Fall ist, sprechen wir ohne Zögern von einem Dialekt oder von einem „richtigen“ Dialekt. Wir tun dies hingegen nicht mehr bei einer Sprache, deren Gebiet das Gebiet einer anderen Sprache echt enthält. Um

terminologisch eindeutig zu bleiben, führe ich auch für diese letzte Differenzierung spezielle Ausdrücke ein und spreche von „Kleingebietssprachen“ und „Großgebietssprachen“. Es ist offenbar wiederum sowohl für Standardsprachen als auch Nichtstandardsprachen denkbar, daß sie Kleingebietssprachen oder Großgebietssprachen sind.

Begriffsnetz für „Dialekt“ und „Hochsprache“



Diese begriffliche Differenzierung soll uns genügen. Sie enthält gewisse Simplifizierungen, die wir in Kauf nehmen. Zum Beispiel kann man offenkundig Großgebietssprachen verschiedener Ordnung unterscheiden, von denen eine die andere gebietsmäßig enthält; doch wollen wir von diesen und anderen Feinheiten absehen. Wichtig ist mir hingegen die Feststellung, daß ich unter einem Dialekt eine Art von Sprache verstehe, die sowohl eine Varietät als auch nichtstandardisiert als auch kleinregional ist. Mir scheint, daß diese Festlegung einem verbreiteten Sprachgebrauch entspricht. Unter einer Hochsprache verstehe ich dagegen eine Varietät, die sowohl standardisiert als auch großregional ist. Der Unterschied zwischen beiden Arten von Sprachen besteht demnach in den zwei Merkmalspaaren:

1. nichtstandardisiert versus standardisiert,
2. kleingebietig versus großgebietig.

Diese Festlegung ist zugleich eine Definition der Ausdrücke Dialekt und Hochsprache. Anhand dieser Definition kann man nun die skizzierten Kontroversen daraufhin prüfen, ob vielleicht einfach unterschiedliche Begriffe vorliegen. Dieser Verdacht liegt nahe bei dem Streit um gleiche oder unterschiedliche Tauglichkeit von Dialekt und Hochsprache als Kommunikationsmittel (Sprachgüte). Der Behauptung gleicher Tauglichkeit liegen offenbar andere als die soeben festgelegten Begriffe zugrunde. In der Konsequenz der eben festgelegten Begriffe sind Dialekte nämlich weniger tauglich als Hochsprachen für schriftliche und für großräumige Kommunikation.

An dieser Stelle könnte ein Mißverständnis aufkommen. Die definitorischen Begriffsmerkmale dürfen nicht so verstanden werden, als würden damit die Eigenschaften der einzelnen Dialekte erschöpfend beschrieben. Die Ermittlung dieser zahlreichen Eigenschaften ist vielmehr eine nun anstehende Aufgabe empirischer Untersuchungen. Voraussetzung für solche Untersuchungen ist jedoch eine vorausgehende definitorische Festlegung, die den Rahmen dessen, was überhaupt untersucht werden soll, absteckt. Möglicherweise sind es leider vor allem diese bislang gar nicht zur Sprache gebrachten Eigenschaften, die den Dialekten oder der Hochsprache ihre spezifischen literarischen Qualitäten verleihen.

Wenn wir nun die sprachlichen Erscheinungen um uns herum beobachten, so werden wir nicht ohne weiteres Dialekte und Hochsprachen im soeben explizierten Sinn entdecken. Was wir in bezug auf Dialekt und Hochsprache rund um uns herum beobachten, ist vor allem eine Vielfalt von Mischungen. Da ist der schwäbische Bauer, der wohl gelegentlich statt [raot] [ro:t] sagt, aber ständig [gr̥e] für „grün“ sowie *das* Teller, *der* Ziebel usw. Oder da ist der Reporter Gerhard Konzelmann, dem man den Schwaben nur am Tonfall anhört, nämlich an einzelnen Phonemen wie dem durchgehend stimmlosen s und im subphonemischen Bereich. Dementsprechend erscheint uns unsere sprachliche Umwelt als eine verwirrende Vielfalt von Mischungen zwischen Dialekt und Hochsprache; und zwar ist dies in allen Dialektlandschaften so.

Mit den soeben explizierten, sehr holzschnittartig aussehenden Begriffen scheinen wir diesem Verwirrspiel hilflos gegenüberzustehen; und doch können wir gerade auf der Grundlage dieser Begriffe das scheinbare Chaos ordnen. Ganz grob skizziert können wir dabei folgendermaßen vorgehen. Wir gehen die uns interessierenden sprachlichen Äußerungen sorgfältig Einheit um Einheit durch und halten für jede Einheit fest, ob sie dialektal oder hochsprachlich oder eine Zwischenstufe ist. Wir können uns dabei an vorliegenden Grammatiken orientieren, aber diese natürlich auch nach den von uns entwickelten Kriterien für Dialekt und Hochsprache korrigieren. Jeder als dialektal oder hochsprachlich identifizierten Einheit schreiben wir einen bestimmten Zahlenwert zu, z. B. jeder dialektalen Einheit den Wert 0, jeder hochsprachlichen Einheit den Wert 1 und jeder Zwischenstufe den Wert $1/2$. Der Mischungsgrad von Dialekt und Hochsprache in der betreffenden Äußerung läßt sich dann ausdrücken durch das arithmetische Mittel aller dieser Zahlen. Mit diesem Verfahren können wir die Mischungsgrade von Dialekt und Hochsprache in allen Äußerungen messen. Statt „Mischungsgrad von Dialekt und Hochsprache“ sagt man auch „Dialektniveau“. Das Verfahren erweist sich zwar bei näherer Betrachtung als etwas kompliziert und birgt einige Probleme, die ich hier nicht zur Sprache bringen will. Es läßt sich aber methodisch ausreichend einwandfrei entwickeln und anwenden (vgl. Ammon, 1984). Wichtig ist für dieses Verfahren, daß wir aufgrund unserer vorausgeschickten Begriffsexplikation für jede vorkommende Einheit entscheiden können, ob sie dialektal, hochsprachlich oder eine Zwischenstufe ist.

IV. 1. Zur Soziologie von Dialekt und Hochsprache: Beschreibung

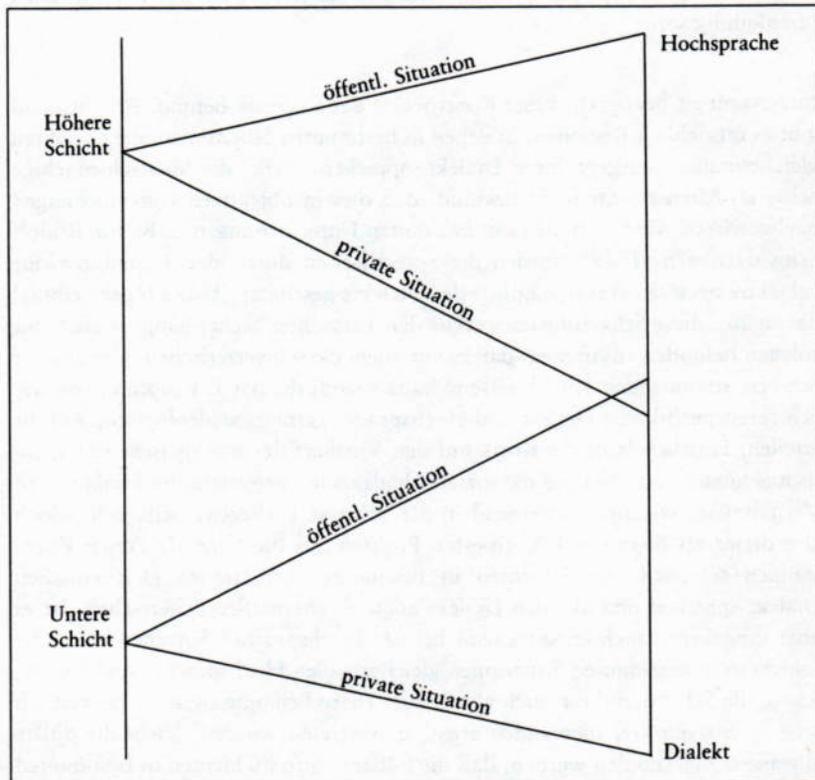
Mit diesem Verfahren sind wir nun in der Lage, empirisch zu untersuchen, welche Bevölkerungsgruppen in welchen Situationen Dialekt oder Hochsprache sprechen, genauer: welche Mischungsgrade sie sprechen. Selbstverständlich sind wir auch in der Lage, die Mischungsgrade jedwelcher Literatur festzustellen, falls uns dies interessiert. Zum Sprachgebrauch der Bevölkerung gibt es eine ganze Reihe von Untersuchungen, z. B. von Valentin Reitmajer (1979) und Kurt Rein und Martha Scheffelmann-Meyer (1975) für das Baierische, von Dieter Stellmacher für das Niederdeutsche (1977) und von mir selber für das Schwäbische (1973 b). In allen diesen Untersuchungen hat sich dabei gleichermaßen gezeigt, daß bestimmte Bevölkerungsgruppen und -Schichten sich sehr wohl im Gebrauch von Dialekt und Hochsprache unterscheiden. Im Durchschnitt sprechen die unteren Sozialschichten deutlich und signifikant ausgeprägten Dialekt als die höheren Sozialschichten, wobei allerdings so gut wie kein Individuum reinen Dialekt oder reine Hochsprache spricht. Übrigens werden die unteren Sozialschichten von den höheren abgegrenzt nach Maßgabe eines geringeren Einkommens, kürzerer Schulbildung und eines geringeren Prestiges ihres Berufes.

Beim Vergleich einzelner Berufsgruppen ergaben sich weitere Differenzen innerhalb dieses Schichtenunterschieds: z. B. hat es sich gezeigt, daß kleinere Landwirte ausgeprägteren Dialekt sprechen als Industriearbeiter, und Industriearbeiter wieder ausgeprägteren Dialekt als Industrieangestellte, insbesondere als Büroangestellte. Oder, daß Frauen, die nicht berufstätig sind, ausgeprägte-

ren Dialekt sprechen als berufstätige Männer gleicher sozialer Schichtenzugehörigkeit. Hingegen sprechen berufstätige Frauen eher Hochsprache als die Männer in den gleichen Berufen. Diese Befunde legen Erklärungsversuche nahe, auf die ich noch zu sprechen komme.

Des weiteren hat sich in diesen Untersuchungen gezeigt, daß die Individuen aller sozialen Schichten und Gruppen in verschiedenen Situationen unterschiedlich ausgeprägt sprechen. Im Durchschnitt sprechen alle in privaten und intimen Situationen eher Dialekt, in öffentlichen und förmlichen Situationen dagegen eher Hochsprache. Allerdings verschwinden dabei die Unterschiede zwischen den Sozialschichten nicht.

Schichtenspezifische und situative Unterschiede im Gebrauch von Dialekt und Hochsprache.



Naheliegenderweise gibt es Sonderfälle verschiedenster Art, z.B. den Regierungsdirektor, der als Mitglied im Dialektpflegeverein gelegentlich besonders reinen Dialekt spricht, den Friseur oder Taxifahrer, der reinere Hochsprache spricht als der durchschnittliche Zahnarzt; dann die Zugezogenen, die ebenfalls ziemlich reine Hochsprache sprechen. Ich will hier gleich eine andeutende Erklärung einschieben: der Friseur oder Taxifahrer will oder muß auch mit Hochsprachensprechern angemessen sprechen können; der Zugezogene kann seinen Herkunftsdiakkt nicht mehr anwenden und beherrscht den neuen Dialekt noch nicht, daher weicht er auf die Hochsprache aus.

Festzuhalten gilt es, daß trotz des situativen Sprachwechsels und trotz vereinzelter Ausnahmen der Schichtenunterschied als vorherrschende Tendenz eine Tatsache ist. Eine entsprechende verbreitete Meinung oder literarische Gestaltung ist also realitätsgerecht. Falsch wäre allerdings die Behauptung der Ausnahmslosigkeit. Es handelt sich um eine Tatsache, die sich präzise nur statistisch beschreiben läßt.

Die Behauptung vom Sozialschichtenunterschied von Dialekt und Hochsprache ist – erkenntnistheoretisch gesehen – nur eine Hypothese, deren zwingende Verifikation aus verschiedenen Gründen ausgeschlossen sein dürfte. Sie ist bislang auch immer etwas vage formuliert worden, z. B. insofern ihr Geltungsbereich unbestimmt geblieben ist. Soll allgemeine Geltung für sie beansprucht werden, d. h. für alle Regionen, wo es sowohl einerseits Sozialschichten als auch andererseits Dialekte zusammen mit einer Hochsprache gibt? Ich persönlich neige zu dieser Auffassung; andere halten eine solche Auffassung schlicht für dogmatisch. Auf der anderen Seite gibt es sogar den Vorwurf, die Untersuchung solcher Schichtenunterschiede sei trivial, da das Faktum allzu offenkundig sei.

Interessant ist bezüglich dieser Kontroverse der folgende Befund. Anscheinend gibt es tatsächlich Regionen, in denen in bestimmten Situationen alle Schichten gleichermaßen ausgeprägten Dialekt sprechen, z. B. die deutschsprachige Schweiz. Mir ist zwar nicht bekannt, daß dies in objektiven Untersuchungen nachgewiesen wäre – in den mir bekannten Untersuchungen, z. B. von Rudolf Schwarzenbach (1969) wurden die Sprechweisen durch den Explorator nur subjektiv nach der Ausprägtheit des Dialekts geschätzt. Aber ich gehe einmal davon aus, diese Schätzung entspreche den Tatsachen. Sicher hängt es auch mit solchen Befunden zusammen, daß es vor allem die schweizerischen oder aus der Schweiz stammenden Sprachwissenschaftler sind, die der Behauptung von der Schichtenspezifität von Dialekt und Hochsprache gerne eine ideologische Abfuhr erteilen. Letztlich läuft die Kritik auf den Vorwurf des marxistischen Dogmatismus hinaus, der alles auf die soziale Ungleichheit projiziere. Im Hinblick auf Verhältnisse, wie sie anscheinend in der Schweiz vorliegen, stellt sich jedoch von dieser als dogmatisch kritisierten Position aus die folgende Frage: Zugestanden sei, daß alle Schichten in bestimmten Situationen gleichermaßen Dialekt sprechen und alle den Dialekt auch gleichermaßen beherrschen. Ist es aber umgekehrt auch entsprechend bei der Hochsprache? Sprechen auch alle Schichten in bestimmten Situationen gleichermaßen Hochsprache, und beherrschen alle Schichten diese auch gleich gut? Diese Behauptung ist – soweit ich sehe – bislang von niemanden ernsthaft vertreten worden. Vielmehr dürfte allgemein zugestanden werden, daß die höheren Sozialschichten in bestimmten Situationen die Hochsprache – wie man oft sagt – „besser“ sprechen: korrekter und reichhaltiger, vor allem mit größerem Wortschatz. Dies dürfte übrigens sogar gelten für Gebiete, in denen so gut wie überhaupt kein Dialekt mehr gesprochen wird. Indirekt dürfte also auch in Gebieten wie der Schweiz der Dialekt Unterschichtsprache sein, und zwar in dem Sinn, daß die Unterschicht stärker dem Dialekt verhaftet, auf den Dialekt eingeschränkt ist, die Hochsprache im geringeren Maße gebraucht und auch in geringerem Maße beherrscht. Grob gesprochen: in den unteren Sozialschichten finden sich mehr Nur-Dialektsprecher, in den höheren Sozialschichten mehr Zweisprachige, die neben dem Dialekt auch die Hochsprache beherrschen.

Hiermit habe ich zugleich ziemlich deutlich Stellung bezogen zur Kontroverse um die Schichtenspezifität von Dialekt und Hochsprache. In Verfolgung der an höheren Sozialschichten mehr Zweisprachige, die neben dem Dialekt auch dsuchungen entschieden werden.

2. Zur Soziologie von Dialekt und Hochsprache: Erklärungsansätze

Bislang waren meine Ausführungen fast ausschließlich deskriptiv. Es handelte sich nämlich nur um Antworten auf die Frage, wie die Verhältnisse beschaffen sind. Es ist nun an der Zeit, daß ich endlich den von der Wissenschaft erwarteten weiteren Schritt tue, nämlich den zur Erklärung. Warum sind die Verhältnisse so beschaffen? Erst die Antwort auf die Warum-Frage befriedigt unseren Wissensdurst. Auf einer kategorial anderen Ebene liegt dann der Tatendurst, der Antwort auf die zusätzliche Frage verlangt: wie kann man die Verhältnisse in bestimmten Richtungen verändern?

Ich versuche zunächst eine Erklärungsskizze für die beobachtbaren sozialen und situativen Verflechtungen von Dialekt und Hochsprache. Eine bloße Skizze bleibt dies vor allem im Vergleich mit dem, was wissenschaftstheoretisch als eine adäquate Erklärung gilt. Nach einem sehr gängigen Erklärungsmodell von Hempel und Oppenheim (vgl. Stegmüller, 1974) muß das Explanandum, die zu erklärende Tatsachenbeschreibung, durch einen streng logischen Schluß aus einer Menge von Prämissen, dem Explanens, abgeleitet werden. Diese Prämissen müssen mindestens eine allgemeine Gesetzeshypothese enthalten und – wenn es sich um die Erklärung einer Einzeltatsache handelt – mindestens auch eine singuläre Tatsachenbehauptung. Für in diesem Sinne adäquate Erklärungen fehlt es uns bislang vor allem an gesicherten Gesetzeshypothesen.

Wir müssen uns also wohl derzeit im Hinblick auf unseren Gegenstand mit bloßen Erklärungsskizzen begnügen. Erklärungsskizzen lassen sich hier entwickeln, indem man zwei Komponenten aufeinander bezieht: 1. die unterscheidenden Definitionsmerkmale von Dialekt und Hochsprache, 2. die Lebensverhältnisse der sozialen Schichten oder Gruppen. Notwendig ist freilich von Anfang an noch mindestens folgende Zusatzannahme: Menschen streben generell danach, daß ihre sprachliche Kommunikation glückt. Sie schaffen oder wählen die dafür geeignete Art von Sprache. Der Erklärungsansatz für unseren sprachlichen Schichtenunterschied sieht nun folgendermaßen aus. Die unteren Sozialschichten verbleiben in ihrer aktiven sprachlichen Kommunikation häufiger innerhalb eines kleineren Gebietes; ihr „Kommunikationsradius“ ist in regionaler Hinsicht durchschnittlich kleiner als derjenige der höheren Schichten; kleingebietige Kommunikation glückt zumeist auch im Dialekt, der sich ja – unserer Definition gemäß – durch ein kleineres Gebrauchsgebiet von der Hochsprache unterscheidet. Daher sprechen die Unterschichtangehörigen häufiger Dialekt. Für die Angehörigen der höheren Sozialschichten lautet der Erklärungsansatz umgekehrt: ihre aktive sprachliche Kommunikation ist öfter großgebietig, überregional; daher sprechen sie häufiger die Hochsprache.

Die Rede vom kleineren oder größeren regionalen Kommunikationsradius ist nun eine hochabstrakte Zusammenfassung einer großen Zahl von Unterschieden des sprachlichen Kommunikationsverhaltens im einzelnen. Ich will nur einige Konkretisierungen andeuten.

Die unteren Schichten

- führen seltener Ferngespräche
- korrespondieren seltener brieflich
- reisen weniger und haben weniger sprachliche Kontakte auf Reisen
- empfangen seltener Besuch aus anderen Gebieten
- pflegen weniger abwechslungsreiche Sozialkontakte
- kommen seltener dazu, aktiv über die Massenmedien zu kommunizieren
- treten allgemein seltener in der Öffentlichkeit auf – öffentliche Kommunikation ist tendenziell großräumig und kann weniger im Dialekt erfolgen, da Zugezogene oder Ortsfremde nicht ausgeschlossen sein sollen.

Dieser Erklärungsansatz bedarf vieler Ergänzungen. Ich will nur einige wenige anführen. 1. werden die Sozialschichten auf die unterschiedlichen sprachlichen Anforderungen durch die Schulbildung vorbereitet: wer das Gymnasium oder die Universität besucht, lernt die Hochsprache gründlicher als ein Hauptschüler. 2. hat die Monopolisierung der überregionalen Kommunikation durch die höheren Sozialschichten eine lange historische Tradition. Die Hochsprache wurde aufgrund kommunikativer Erfordernisse in diesen Schichten entwickelt und seit je in erster Linie dort gebraucht. 3. schreiben und lesen die höheren Schichten durchschnittlich überhaupt mehr; und Schreiben und Lesen ist viel leichter in der Hochsprache möglich, da diese standardisiert ist. Auch dieser Schichtenunterschied hat eine lange Tradition. Hiermit läßt sich offenkundig unser zweites Unterscheidungsmerkmal zwischen Dialekt und Hochsprache, die Standardisiertheit bzw. Nichtstandardisiertheit, in Zusammenhang bringen.

Ich will noch eine ganz anders gelagerte Ergänzung zu dieser Erklärungsskizze andeuten. Die bisherigen Hinweise erklären die schichtenspezifische Verteilung von Dialekt und Hochsprache allein durch die Unterschiede in den kommunikativen Anforderungen. Ist die schichtenspezifische Verteilung jedoch einmal etabliert, so werden Dialekt und Hochsprache zu Indikatoren oder Abzeichen der Sozialschichten, zu schichtenspezifischen Sozialsymbolen. Nun wird es zusätzlich eine Frage der sozialen Identität, welche der beiden Arten von Sprachen ein Individuum gebraucht. Hochsprache kann nun z. B. eingesetzt werden zur symbolischen Distanzierung von den unteren Sozialschichten, Dialekt zur symbolischen Annäherung (s. zu diesem Komplex Ammon, 1973 a). Dies erklärt z. B. den bemühten Hochsprachengebrauch von Parvenüs oder den gezielten Dialekteinsatz von Politikern.

Zum Schluß meiner Erklärungshinweise noch ein paar Worte zum situativen Wechsel von Dialekt zu Hochsprache oder umgekehrt. Ich habe vorher gesagt, daß in privaten Situationen, vor allem innerhalb der Familie, in allen Schichten eine Annäherung an den Dialekt erfolgt; in allen öffentlichen Situationen, z. B. auch am Arbeitsplatz, neigt man dagegen eher zur Hochsprache. Dies kann analog zu den Schichtenunterschieden erklärt werden: Privatsituationen, speziell die Familiensituation, bilden gewissermaßen den kleinsten regionalen Kommunikationsradius; daher glückt in ihnen, wenn irgendwo, die Kommunikation im Dialekt. Infolgedessen wiederum ist der Dialekt fest assoziiert mit solchen Situationen, ja sogar mit den für diese Situationen typischen Erlebnis- und Empfindungsmustern. Er ist Muttersprache im engeren Sinn des Wortes – heute ist allerdings statt „Muttersprache“ ein zeitgemäßerer Wort angebracht,

z.B. „(innerhalb der Familie gesprochene) Erstsprache“. Von dieser Erstsprach-Eigenschaft her erklärt sich auch, warum viele Sprecher im Affekt dazu neigen, in den Dialekt zu verfallen. Es dürfte sich um eine Regression in die emotionale Struktur der Primärsituationen handeln. Außerdem erklärt sich, warum am Dialekt gefühlsbetonte Erinnerungen an Heimat und Kindheit haften – was z.B. Martin Walser (1967) so eindringlich hervorgehoben hat.

V. Zum Gebrauch des Dialekts in der Literatur

In meinen abschließenden Bemerkungen zum Gebrauch oder besser den Gebrauchsmöglichkeiten des Dialekts in der Literatur möchte ich zwei Komplexe berühren.

1. Die Frage der stilistischen Wirkungen des Dialekts und
2. die Frage der sogenannten Funktionen von Dialektliteratur.

Die spezifischen stilistischen Wirkungen des Dialekts entspringen vermutlich – allerdings sicher nicht ausschließlich – a) aus seiner sozialen und situativen Verflechtung, b) aus seiner regionalen Gebundenheit und c) aus seiner Eigenschaft, nicht Standardsprache zu sein.

Mit dem Dialekt ist die soziale Schichtenzugehörigkeit mit all ihren Komponenten assoziiert; die Denk- und Empfindungsweise, ja die ganze Lebensweise von kleinen Landwirten und Handwerkern oder Arbeitern – man vergleiche das traditionelle Heimattheater bzw. die Kroetz-Stücke. Dabei sind feine, aber typische Dialektunterschiede zwischen diesen verschiedenen Milieus der Unterschicht zu beachten. Im Milieu von Regierungsräten, Staatsanwälten usw. eignet sich der Dialekt dagegen nur als Mittel der Travestie.

Weiter haften am Dialekt aufgrund der situationspezifischen, vor allem des familieninternen Gebrauchs, familiäre und intime Empfindungen, die Affekte der Primärsituationen sowie Erinnerungen an Kindheit und Heimat.

Aufgrund der landschaftlichen Gebundenheit assoziieren wir alles, was uns spezifisch für die betreffende Landschaft erscheint, mit dem jeweiligen Dialekt, einschließlich der oft problematisierten Stammesstereotypen des Pfälzers bzw. Schwaben bzw. Bayern usw. Der bairische Dialekt evoziert je nach Bayernbild des Hörers – mehr unbewußt als bewußt – Gamsbärte, Lederhosen, Franz Joseph Strauß oder vielleicht sogar die Münchner Räterepublik. Je nachdem bewerten wir den Dialekt dementsprechend auch negativer oder positiver. Schließlich hat der Dialekt spezifische Ausdrucksqualitäten aufgrund seiner Nichtstandardsprachlichkeit, seines Charakters als vorherrschend mündlich gebrauchter Sprache. Infolge dieser Eigenschaft erscheinen, zumindest im ausgeprägteren Dialekt, selten wissenschaftliche oder technologische Termini, dagegen häufig die grammatischen Charakteristika gesprochener Sprache. Hier – wie in den anderen Eigenschaften – gibt es freilich erhebliche Gradunterschiede, z. B. zwischen dem Schweizerdeutsch und den bundesrepublikanischen Dialekten. Zum Schweizerdeutsch, das auch als „Ausbaudialekt“ bezeichnet wurde (Kloss, 1978:55–59), „paßt“ ein wissenschaftlicher Fachwortschatz besser als zu den bundesrepublikanischen Dialekten. Daß der Dialekt zu etwas paßt, rührt daher, daß er häufig in Verbindung damit gebraucht wird. In

diesem Sinne paßt Dialekt auch eher zu denjenigen literarischen Gattungen, die mündlich vorgetragen werden oder spontanes psychisches Empfinden artikulieren, wie zu bestimmten Liedern, lyrischen Gedichten oder Dramen; weniger aber wohl zum Roman oder kaum zur wissenschaftlichen Abhandlung. Voraussetzung dafür, daß der Dialekt zu Liedern, Gedichten oder Dramen paßt, ist natürlich, daß diese mit den sonstigen Merkmalen des Dialekts vereinbar sind. Eine kunstvoll gedrechselte Elegie z. B. paßt vermutlich trotz ihrer Eigenschaft, ein Gedicht zu sein, schlecht zur Schichtenspezifität des Dialekts.

Zusätzliche Eigenschaften sind dem Dialekt möglicherweise durch bestimmte literarische Traditionen zugewachsen. Ich vermute jedoch, daß die poetischen Möglichkeiten in erster Linie aus der realen sozialen und psychischen Einbettung des Dialekts entspringen. Literarische Traditionen lassen sich wohl kaum gänzlich unabhängig davon aufbauen und entwickeln.

Mit allen dem Dialekt assoziierten Eigenschaften kann der Autor vielfältig arbeiten. Selbstverständlich kann der Autor auch gezielt unrealistisch oder antirealistisch die tatsächlichen Verhältnisse verkehren, um bestimmte, vielleicht komische Wirkungen zu erreichen. Aber auch dabei entspringt vermutlich der spezifische Effekt maßgeblich der Beziehung zu den realen Verhältnissen, die im Werk dann auf den Kopf gestellt werden.

Meine zweite Bemerkung zur Dialektliteratur bezieht sich auf deren in zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen behauptete „Funktionen“. Manchmal ist dabei die Rede von den Funktionen der Dialektliteratur (z. B. Fluck, 1983; Haas, 1983), zumeist aber von den Funktionen des Dialektgebrauchs in der Literatur (z. B. Bausinger, 1977: 13). Beides kann, wenn man diese Ausdrucksweise genau nimmt, sicher nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden. Doch will ich diesem Unterschied jetzt nicht weiter nachgehen. Vielmehr will ich den so vorbehaltlos gebrauchten Begriff der Funktion selber problematisieren.

Dieser Begriff beinhaltet verschiedene Komponenten, die man sorgfältig auseinanderhalten sollte. Gelegentlich wird neben dem Begriff Funktion ohne deutliche Unterscheidung der Begriff Intention gebraucht (z. B. Fluck, 1983: 1634); gemeint sein kann wohl nur die Intention des Dialektautors. Davon zu unterscheiden ist die Wirkung auf die Rezipienten. Beide Komponenten sind im Begriff Funktion kombiniert. Es liegt aber auf der Hand, daß die Intention des Autors keineswegs der Wirkung auf die Rezipienten entsprechen muß. Gelegentlich hat man den Eindruck, daß der Begriff Funktion sich sogar erstreckt auf die Motive des Autors, im Dialekt zu schreiben, die wiederum von seinen bewußten Intentionen zu unterscheiden sind. Kurz, der Begriff Funktion in diesem komplexen und unklaren Sinn erscheint mir als geistige Nebelschwade, die die Sicht behindert.

Übrigens finden sich in den Abhandlungen über Dialektliteratur auch viele Behauptungen, die nicht den Begriff Funktion enthalten, aber dennoch in gleicher Weise zu differenzieren wären. So behauptet z. B. Manfred Bosch von den Stücken von Martin Sperr und Franz Xaver Kroetz: „sie zeigen Mundart und Umgangssprache als behinderndes und behindertes Verhalten“ (Bosch, 1977: 97). Ist damit gemeint, daß Sperr und Kroetz dies zu zeigen beabsichtigen (Intention des Autors), oder daß alle oder einige Zuschauer beim Anblick der Stücke diese Erkenntnis gewinnen (Wirkung auf die Rezipienten)?

Nach Vollzug dieser Differenzierung eröffnet sich die Möglichkeit, die eingangs skizzierten Kontroversen um die Dialektliteratur zu entscheiden oder aber die Hoffnungen der Autoren zu überprüfen, nämlich durch Wirkungsuntersuchungen. Dabei wäre u. a. zu untersuchen, wer welche dieser Literatur tatsächlich rezipiert, welche Erkenntnisse und Emotionen er dabei entwickelt, inwiefern dies sein Handeln beeinflusst oder inwiefern er eventuelle Erkenntnisse usw. an Dritte weitervermittelt. Auszugehen wäre dabei von der ganz elementaren Frage, wer die Rezipienten sind. Daran sind dann die anderen Fragen anzuschließen. Sind z. B. bei Kroetz-Stücken die Benachteiligten, Behinderten selber die Rezipienten? Verstehen sie die intendierte Botschaft? Handeln sie dann gemäß den Intentionen des Autors? Von den Antworten auf solche Fragen wird man dann zu einer Gesamteinschätzung und Bewertung der Stücke kommen.

Ohne sorgfältige empirische Untersuchungen, die sicher sehr schwierig und aufwendig sind, können wir über die Wirkungen dieser Literatur nur spekulieren. Wir haben solange die Narrenfreiheit, uns in allen möglichen Vermutungen zu ergehen – ohne ernsthafte Gefahr, widerlegt zu werden. Wir können uns ungestört in Hoffnungen wiegen wie, daß gewisse Dialektliteratur die „Lokalvernunft“ stärkt (Bausinger, 1977:13), die demokratische Beteiligung fördert oder gar die Entwicklung zum Sozialismus beschleunigt. Allerdings stehen wir ohne solche Untersuchungen entgegengesetzten Auffassungen auch recht hilflos gegenüber. Wie sollen wir z. B. die folgende Wirkungseinschätzung der Kroetz-Stücke zurückweisen? Nämlich, daß die Kroetz-Stücke überwiegend affirmativ und systemstabilisierend und nicht etwa in Richtung demokratischer Veränderung wirken. Diese Einschätzung ließe sich beispielsweise mit der Vermutung begründen, daß diese Stücke die vom System Gebeutelten selber überhaupt nicht erreichen, sondern nur die Privilegierten. Bei diesen wiederum, so könnte angenommen werden, wirken sie in zweierlei Weise. Bei den Konservativen befestigen sie die Auffassung, daß Personen des dargestellten „Schlages“ zu Recht am unteren Ende der sozialen Skala rangieren und von politischen Entscheidungen weitgehend ausgeschlossen sind; auf die Progressiven wirken die Stücke entmutigend: angesichts der vorgeführten Borniertheit der Charaktere verlieren viele progressiv Gesonnene die Hoffnung auf Änderung der Verhältnisse. Ich persönlich fände diese Wirkung niederschmetternd und vermute sie nicht – aber können wir diese Wirkung von unseren bisherigen Erkenntnissen her einigermaßen sicher ausschließen?

Nun ist es offenkundig, daß zunächst einmal Stücke geschrieben und produziert und Lieder verfaßt und vorgetragen werden müssen, bevor ihre Wirkungen untersucht werden können. Die Autoren werden sich – zumindest vorderhand – überhaupt nicht um irgendwelche Wirkungsuntersuchungen kümmern können. Sie werden sich zum Teil von punktuellen Rückmeldungen der Leser, Hörer oder Zuschauer oder aber vom Verkaufserfolg leiten lassen. Niemand wird ernsthaft etwas anderes erwarten. Und auch wissenschaftlich sollten vielleicht vor den schwierigen Wirkungsuntersuchungen zunächst einmal die Intentionen der Autoren betrachtet und gewürdigt werden und die literarischen Erzeugnisse nach literaturwissenschaftlichen Beschreibungs- und Bewertungskriterien analysiert werden, die ich hier überhaupt nicht zur Sprache gebracht habe. Bei weitergehenden Aussagen, vor allem bei Aussagen über die sogenannte Funktion dieser Literatur erscheint mir allerdings – aus den genannten Gründen – Vorsicht geboten.

VI. Literaturhinweise

- Ammon, Ulrich (²1973 a). *Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Ammon, Ulrich (1973 b). *Dialekt und Einheitsprache in ihrer sozialen Verflechtung*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Ammon, Ulrich (1984). „Möglichkeiten der Messung von Dialektalität“. In W. Besch/K. Mattheier (Hg.), *Ortssprachen III*. Berlin (West): E. Schmidt (im Druck).
- Bausch, Karl-Heinz (1973). „Soziolekte“. In H. P. Althaus/H. Henne/H. E. Wiegand (Hg.), *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, S. 254 – 261.
- Bausinger, Hermann (1976). „Fußgängerzone“. *Akzente*, Heft 4: 364 – 368.
- Bausinger, Hermann (1977). „Provinz im Aufwind – Wer oder was bewegt die neue Dialektpoesie?“ In Spranger: 12 – 26.
- Bosch, Manfred (1977). „Mundarttheater und soziale Wirklichkeit“. In Spranger: 88 – 98.
- Carnap, Rudolf (1959). *Induktive Logik und Wahrscheinlichkeit*. Wien: Springer.
- Fluck, Hans-Rüdiger (1983). „Neuere deutsche Mundartdichtung: Formen, Programme und Perspektiven“. In W. Besch u. a. (Hg.), *Dialektologie*, Bd. II. Berlin, New York: de Gruyter. S. 1651 – 1666.
- Haas, Walter (1983). „Dialekt als Sprache literarischer Werke“. In W. Besch u. a. (Hg.), *Dialektologie*, Bd. II. Berlin, New York: de Gruyter. S. 1637 – 1650.
- Hasselberg, Joachim (1972). „Die Abhängigkeit des Schulerfolgs vom Einfluß des Dialekts“. *Muttersprache* 82: 201 – 223.
- Helmers, Hermann (¹¹1984). *Didaktik der deutschen Sprache*. Stuttgart: Klett.
- Jäger, Siegfried (1971). „Sprachnorm und Schülersprache“. In *Sprache und Gesellschaft. Jahrbuch 1970 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf: Schwann. S. 166 – 233.
- Kloss, Heinz (1978). *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. (= Sprache der Gegenwart 37) Düsseldorf: Schwann.
- Neuland, Eva (1979 – urspr. 1977). „Darstellung und Kritik der Differenzkonzeption“. In H. Zabel (Hg.), *Sprachbarrieren und Sprachkompensatorik*. Königstein/Ts.: Athenäum. S. 180 – 212.
- Rein, Kurt L./Scheffelmann-Mayer, Martha (1975). „Funktion und Motivation des Gebrauchs von Dialekt und Hochsprache im Bairischen“. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 42: 257 – 290.
- Reitmayer, Valentin (1979). *Der Einfluß des Dialekts auf die standardsprachlichen Leistungen von bayrischen Schülern in Vorschule, Grundschule und Gymnasium*. Marburg: Elwert.
- Schwarzenbach, Rudolf (1969). *Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz*. Frauenfeld.
- Spranger, Matthias (1977). *Dialekt – Wiederentdeckung des Selbstverständlichen?* Freiburg: Dreisam.
- Stegmüller, Wolfgang (1974). *Das ABC der modernen Logik und Semantik. Der Begriff der Erklärung und seine Spielarten*. (= Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Bd. I, Studienausgabe, Teil 1) Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Stellmacher, Dieter (1977). *Studien zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen*. Marburg: Elwert.
- The Use of Vernacular Languages in Education* (1953). Paris: Unesco.
- Walser, Martin (1967). „Bemerkungen über unseren Dialekt“. *Dichten und Trachten* 29. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 44 – 50.
- Weisgerber, Leo (1956). *Die Leistung der Mundart im Sprachganzen*. Münster: Aschendorff.
- Wienberg, Ludolf (1834). *Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Victor Hell

DIE ELSÄSSISCHEN MUNDARTEN ZWISCHEN ZWEI HOCH- SPRACHEN

Zur Einführung in das Sprachen-Problem des Elsaß und in die komplexen, sowohl politischen als auch kulturellen Fragen, die es seit der Französischen Revolution aufwirft, möchte ich drei Aussagen in ihrer chronologischen Folge anführen. Sie stammen von bedeutenden Dichtern und Schriftstellern und haben auch den Vorteil zu zeigen, daß die linguistische, literarische, kulturelle Situation des Elsaß den Rahmen eines geographisch kleinen Grenzlandes transzendiert, und, wie ich glaube, von allgemeinem Interesse ist. Daß dieses Interesse, besonders in einem Jahr europäischer Wahlen, von einer breiteren Öffentlichkeit geteilt werden sollte, ist wohl anzunehmen, aber wir wissen ja, daß die Geschäfte der Tagespolitik vorherrschen, und wir vermissen immer noch ein glaubwürdiges, aufmunterndes, zwingendes Europa-Projekt, das nicht als Tarnung eigener Interessen verschiedener Mitgliedstaaten oder wirtschaftlichen Lobbies dient.

Die erste dieser drei Aussagen entnehme ich dem Werk des expressionistischen Dichters Ernst Stadler (1883 – 1914), das auch zum „patrimoine culturel“ des Elsaß gehört. Diese Behauptung mag erstaunen, denn Ernst Stadler ist ein deutscher – nicht nur ein deutschsprachiger – Dichter. Er ist wohl in Colmar geboren, aber er war bayerischer Abstammung und ist als deutscher Soldat gleich zu Beginn des ersten Weltkriegs an der belgischen Front gefallen. Ich entferne mich nicht von dem zentralen Anliegen meines Themas, wenn ich jetzt schon etwas über Stadlers Funktion in der literarischen und kulturellen Geschichte des Elsaß feststellen möchte.

Das Luther- und Karl-Marx-Gedenkjahr 1983 hätte auch für das Elsaß ein Jahr des Erinnerns an drei bedeutende Gestalten seines Kulturlebens sein sollen. Drei Dichter und Schriftsteller wurden nämlich im gleichen Jahr, 1883, im Elsaß geboren. Die zwei ersten sind authentische Elsässer, von elsässischen Eltern, wenigstens teilweise, abstammend: René Schickelé und Charles Pflieger so heißen die zwei elsässischen Schriftsteller. Man versuchte das Werk des ersteren durch die Medien einem breiten Publikum zu erschließen und die Aktualität der Gedankenwelt des Dichters hervorzuheben. Der Straßburger Germanist Adrien Finck veröffentlichte eine verdienstvolle Schrift betitelt: *Introduction à l'œuvre de René Schickelé*.

Die Beiträge des von der Straßburger „université des sciences humaines“ veranstalteten René-Schickelé-Kolloquiums wurden von dem Verlag Morstadt in Kehl unter dem programmatischen, vielleicht etwas umfangreichen und anspruchsvollen Titel: *Elsässer, Europäer, Pazifist*, publiziert. Man ignorierte hingegen Leben und Werk des stillen Dorfpfarrers Charles (1883 – 1975), der 1932 sein Meisterwerk *Im Schatten des Kirchturms* veröffentlichte; die Bedeutung dieses europäischen Geistes, der während nahezu 70 Jahren, von der Zeit vor dem ersten Weltkrieg bis zu seinem Tode, als Vermittler zwischen französischem und deutschem Kulturleben im umfassendsten Sinne des Wortes

sich betätigte, bleibt den meisten noch verschlossen. Der dritte war, wie gesagt, ein deutscher Staatsbürger, aber derart mit den elsässischen Problemen aufs innigste verbunden – er prägte den Begriff des „geistigen Elsässertums“ –, daß er zweifelsohne, sowohl durch zahlreiche Themen seiner Dichtungen – der *Präludien* und des *Aufbruch* – als durch seine Schriften über Literatur und Kultur des Elsaß, seine publizistische Tätigkeit, seine wissenschaftlichen Arbeiten über deutsch-französisch literarische Vergleiche, sich einen eminent wichtigen Platz im elsässischen Schatzkästlein sicherte.

Die 1983 in München erschienene kritische Ausgabe Ernst Stadler, *Dichtungen, Schriften, Briefe* enthält einen Teil betitelt „Zum Elsaß“ mit folgenden Beiträgen: Straßburger Dramatiker zu Beginn des 17. Jahrhunderts, die Brüder Matthis, Wenn man heimkommt, Ein Wunsch, Hans Karl Abel: Die Elsässische Tragödie, Curt Mündel: Die Vogesen, Der Elsässische Garten. Ein Buch von unseres Landes Art und Kunst.

Ich entnehme der Schrift über die Brüder Matthis, in der Ernst Stadler die Begründer einer modernen, echten Dichtung in Straßburger Dialekt vorstellt, zwei Stellen, die geradezu eine Diskussion herausfordern. Ich begnüge mich daher vorerst, sie im Wortlaut anzuführen.

„In Goethes bekannter Rezension von Hebels Alemanischen Gedichten, die in freundlichem Eingehen auf den sinnfälligen Reiz dieser bäuerlichen Schöpfung die grundsätzliche Berechtigung einer literarischen Verwertung der provinziellen Sprache vertritt und gegenüber den starren Verfechtern des schriftsprachlichen Prinzips vom Schläge Adelungs auf die fruchtbare Steigerung hinweist, die der künstlich abgedämmten Gemeinsprache immer wieder durch den ungefesselt und urkräftig hinströmenden Dialekt zuteil wird, gibt der Dichter dem Schwäbischen Lyriker gelegentlich den Rat, doch einmal versuchsweise aus dem sogenannten Hochdeutsch schickliche Gedichte in seine Mundart zu übersetzen . . .

Nichts kann der Idee und den innersten Absichten der Dialektpoesie stärker widerstreben als eine derartige Anleihe bei dem festumzirkten Besitz schriftsprachlichen Gutes. Mundartliche Dichtung wird immer nur dann Sinn und Berechtigung haben, wenn sich gedankliche Anschauung und sprachliche Formung bei ihr decken, wenn das zum Ausdruck Drängende wirklich im Mundartlichen seine reinsten, seine einzig vollkommene Versinnlichung findet, wenn Bild und Gedanke aus dem Dialekt heraus geboren, nicht nachträglich in den Dialekt übertragen sind . . .“

Soweit das erste Beispiel. Stadlers Betrachtungen über Mundart-Dichtung und Hoch- oder Schriftsprache führen zu einer unerwarteten, paradoxen Konzeption der Entwicklung der elsässischen Mundart – der Autor gebraucht die singulare Form – nach 1871, d. h. nach der Eingliederung des Elsaß in das wilhelminische Reich.

„Ohnehin hat die Mundart ihren ärgsten Feind in der herrisch vordrängenden Schriftsprache, deren abglättender Einwirkung sich heute, bei dem ungeheuer

gesteigerten Verkehr, selbst die entlegensten Winkel, in denen sich ältestes Sprachgut mit zäher Energie behauptet hat, nicht zu entziehen vermögen. Im Elsaß hat die eigentümliche politische Entwicklung des Landes den Dialekt in einer fast wunderbaren Reinheit behütet. Die französische Herrschaft sicherte ihm ruhigen Fortbestand und gemächliches Wachstum . . . Nicht aus der Ausbreitung des Französischen als der bequemen und ausdrucksfähigen Geschäfts- und Verkehrssprache erwachsen dem Dialekt ernstliche Gefahren . . . Wirklich gefährdet wurde der Dialekt, so paradox es klingen mag, erst durch die Annexion. Und zwar einerseits dadurch, daß nun nach der Einsetzung des Hochdeutschen als der offiziell gültigen Sprache zahlreiche Familien, bei denen bislang zum mindesten im häuslichen Kreise die Mundart geherrscht hatte, aus einem falschen Gefühl heraus, das im Dialekt etwas der schriftsprachlichen Konvention gegenüber Inferiores zu erblicken geneigt ist, zum Französischen griffen. Andererseits dadurch, daß durch die sich nun ergebende Berührung mit den zugewanderten altdeutschen Elementen, durch Schule und öffentliches Leben von der Schriftsprache her unaufhörlich neue fremdartige Elemente in den Dialekt eindringen, . . .“ (pp. 361, 362, 363).

Die Beurteilung dieser provokativen Ansichten – ich habe dies bereits angedeutet – sollte für die Diskussion offengehalten werden; ich möchte dennoch zwei Bemerkungen anführen. Wir sollen zuerst bedenken, daß diese Gedanken von einem im Elsaß lebenden deutschen Dichter ungehindert publiziert werden konnten; das Kulturleben jener Zeit war vor der Ausbreitung totalitärer Regierungsformen relativ liberal; die Auswüchse des intoleranten Nationalismus setzten erst in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg ein. Es sind dies auch Feststellungen und Ansichten eines Dichters, die ich im Zusammenhang mit Hofmannsthals *Lord Chandos Brief* und mit Paul Valéry's *Essay Monsieur Teste* betrachten möchte. Die Dichter jener Zeit beklagen die Verflachung der Hochsprachen, die zu immer weiter sich ausbreitenden Gebieten von Gemeinplätzen werden. Bereits Mallarmé wollte den Wörtern einen reineren Klang verleihen: „rendre un son plus pur aux mots de la tribu“. Nicht alles, was in der Hochsprache ausgesprochen oder geschrieben wird, bewegt sich in den Höhen. Illusion oder poetische Intuition? Der Dialekt erscheint Ernst Stadler nicht etwa als Ausdruck einer „heilen Welt“, sondern als der zu beschützende Ort, an dem sich der ursprüngliche poetische Gehalt der Wörter bewahren läßt.

Mein zweites Beispiel führt uns in das Jahr unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg; es befindet sich in einem unveröffentlichten Text des französischen Dramatikers und Schriftstellers Jean Giraudoux. Der historische Zusammenhang dieses bedeutsamen Textes ist für mein Thema in vielfacher Hinsicht von wesentlichem Interesse. Am 10. November 1939 hielt Jean Giraudoux – damals Commissaire général à l'information der französischen Regierung; er sollte also den Propagandastaffeln des Josef Goebbels entgegenwirken; aber Welch ein Unterschied zwischen beiden Gestalten, zwischen dem dämonischen Goebbels und dem präziösen Jean Giraudoux – der gefeierte Schriftsteller hielt also eine öffentliche Ansprache in Périgueux, zur Begrüßung der elsässischen Flüchtlinge, die ihre Heimat längs der Maginot-Linie bei Ausbruch des Krieges verlassen mußten, um im Sud-Ouest, im Gebiet des „foie gras“ und der „truffes“, der Gänseleber und der Trüffeln, Zuflucht zu finden. Aber Jean Giraudoux, der als ehemaliger Student der Germanistik und als Schriftsteller mit der deutschen Kulturwelt, insbesondere mit der Romantik, und mit der

deutschen Politik seit Bismarck vertraut war, ging es nicht nur um eine obligate Begrüßung: Er wollte auch seine Mitbürger im Südosten und, über diese hinaus, die „Français de l'intérieur“ im allgemeinen ansprechen, um hartnäckige Vorurteile zu bekämpfen. Für viele Franzosen war der fremdartig klingende Dialekt der Elsässer ein „langage de boches“; die Flüchtlinge schienen daher vielen verdächtig. Mit viel Mut und seltener Einsicht in die Probleme des Elsaß hob Jean Giraudoux die Bedeutung des Dialekts innerhalb einer eigenständigen Kultur hervor. Die Äußerungen des Dichters sind um so bemerkenswerter, als sie sich nicht nur einer groben Ignoranz widersetzen, sondern auch fest eingebürgerte Grundsätze des republikanisch Denkens in Frage stellen. Während der Französischen Revolution wollten die Jakobiner die „patois et dialectes“ ausmerzen. Aus welchen Gründen? Weil diese Sprachformen rückständig, antirevolutionär, dem abstrakten Gedankengut verschlossen sind. Die elsässischen Mundarten waren also in zweifacher Hinsicht verdächtig: Wie die romanischen „dialectes“ galten sie als bäuerlich-hinterwäldlerisch und wegen ihres germanischen Ursprungs betrachtete man sie als gefährliche Fremdkörper im Staatswesen. Zum anderen sind Staat und Nation als *corpore politico* derart einheitlich konzipiert, daß zwischen dem Individuum und dem Gemeinwesen kein essentieller Platz besteht für eine Zwischenform, welcher Art sie auch sein mag. Eine „culture régionale“ hatte bis vor kurzem weder theoretische Berechtigung noch praktische Möglichkeiten. Hier einige kurze Zitate aus Giraudoux' Ansprache:

„Pourquoi l'absence d'une seule province défigure-t-elle, amoindrit-elle à ce point la France, alors que d'autres nations peuvent garder, malgré la douleur d'une amputation, l'essentiel de leur esprit et de leur honneur? C'est que la France n'est pas 'une' dans sa terre et dans sa race. Ce pays, hautement majeur, est fait de minorités . . .

C'est pour cela qu'il convient, ce novembre 1939, . . . de rendre hommage à ce dialecte alsacien qui résonne en ce moment dans les écoles ou les marchés du Périgord ou de Saintonge.

Je veux répéter aujourd'hui la même explication que j'ai donnée, il y a juste vingt et un ans, à mes camarades qui écoutaient avec surprise le tambour de ville annoncer l'arrivée de la France dans sa langue germanique. Jamais langage n'a plus mérité d'être respecté. C'est par lui que les Alsaciens ont pu résister à ce point à l'emprise allemande pendant leur annexion. Il a été le voile sous lequel, invisible aux Allemands, ils ont entretenu leur indépendance et leur mémoire. Ils l'émaillaient de mots français, jamais de mots allemands, car par une magie certaine, le français s'intercale à merveille dans cette langue germanique et l'allemand y jure“ . . .

Die dritte und letzte Aussage entnehme ich den unter dem Titel *Ein Deutscher auf Widerruf* 1982 bei Suhrkamp erschienenen Lebenserinnerungen des Germanisten und Schriftstellers Hans Mayer, der 1906 in Köln geboren, in Berlin Jura studierte und 1933 aus rassistischen und politischen Gründen emigrieren mußte. Der 26 Jahre alte Gerichtsreferendar kam nach Straßburg, das seit 1929 von dem kommunistischen Oberbürgermeister Charles Hueber regiert wurde. Dieser Charles Hueber, zugleich Kommunist und Autonomist, veröf-

fentlichte in Straßburg eine deutschsprachige Zeitung *Die neue Welt*; er hatte auch auf der Robertsau ein Haus einrichten lassen, um deutsche Emigranten aufzunehmen. Der junge Hans Mayer wurde Mitarbeiter des kommunistischen Bürgermeisters und schrieb fast während eines Jahres die Leitartikel der *Neuen Welt*. Er blieb aber nur ein Jahr in Funktion, weil er die Gefahren der Kollusion zwischen national-sozialistischen Machtansprüchen und autonomistischen Bestrebungen von Anfang an witterte. Ich zitiere Hans Mayer:

„Der Bürgermeister, oder Maire, Charles Hueber, war zum Sprecher geworden aller Hänse im Schnakenloch. Als ein Elsässer und ein Plebejer, dessen Kommunismus man in Kauf nahm, weil der Rest zu stimmen schien. Sah man nämlich von den ganz Jungen ab, so hatten die kleinen Leute im Straßburger Département du Bas-Rhin, trotz aller Kurse und Vermahnungen, die schwere neue Landessprache nicht gelernt. Zur kulturellen Autonomie jedoch ließ sich der Pariser Zentralismus nicht bewegen. So geriet der Ausdruck 'Die Sprachenfrage' in den Mittelpunkt allen Politisierens zwischen Straßburg und Kolmar. Im Süden, um Mühlhausen, sah es besser aus für den Zentralismus. Da hatte es stets viel Ressentiment gegeben in allem, was die Deutschen betraf“ (S. 171).

Wie stellt sich das Sprachenproblem im Elsaß heutzutage dar? Wie entwickeln sich die elsässischen Mundarten? Um die Fragen zu beantworten, ist es unerlässlich, die politische Situation und das deutsch-französische Verhältnis zu berücksichtigen. Vieles in Europa bleibt Stückwerk; wir vermissen ein glaubwürdiges politisches und kulturelles Programm, das in die Zukunft weist, aber wir können doch mit einiger Genugtuung feststellen, daß die Folgen eines kurzsichtigen Nationalismus, der die europäische Politik von 1871 an und bis in die Zeit zwischen den zwei Weltkriegen bestimmte, im wesentlichen überwunden wurden. Diese Wandlung ist spürbar im Elsaß als einem Grenzland. Das Sprachenproblem hat sich entschärft; es ist kein Politikum mehr.

Das merkwürdige Phänomen, das die linguistische Situation des Elsaß heutzutage zunehmend charakterisiert, besteht in einer eigenartigen Diglossie, die germanische Mundarten mit einer romanischen Hochsprache verbindet. Das Elsaß aufgrund seiner historischen und kulturellen Entwicklung kennt keine französischen Mundarten. Das Französische ist zur allgemeinen Hochsprache im politischen, administrativen und auch, zum Teil, kulturellen Bereich geworden. Wie sprechen heutzutage die Elsässer, wenn sie sich ungehemmt, frei von der Kontrolle ihres kollektiven Über-Ichs, in den Weinstuben, auf dem Markt unterhalten? Sie gebrauchen eine für Fremde seltsame Mischform, bestehend aus elsässischer Mundart und französischer Hochsprache. Die Mundart verliert ihre ursprüngliche, ihre romantische Reinheit, aber sie gewinnt an Aktualität innerhalb einer zunehmend technisierten und verwalteten Welt. Auch die Hochsprache ändert sich ständig. Wir können deshalb die Beziehung Hochsprache – Mundart nicht mehr wie zur Zeit von Ernst Stadler auffassen.

Wir leben in einer technisierten Welt, die eine immer stärkere und präzisere Differenzierung der Kommunikationsmittel erfordert; wir leben auch in einer Zeit, wenn nicht der Völkerwanderung, so doch der Völkervermischung, und beide Phänomene bedingen unseren täglich Sprachgebrauch und unsere Beziehungen zur Literatur.

Für das Elsaß stellt sich eine doppelte Aufgabe in bezug zu seiner Geschichte sowie seiner Gegenwart, d. h. auch zu seiner Zukunft:

1. Berücksichtigung der verschiedenen linguistischen und literarischen Komponenten seit dem frühen Mittelalter, und deren Aktualisierung innerhalb einer lebendigen Kultur,
2. den Willen, ein Laboratorium der Mehrsprachigkeit zu werden im Sinn der europäischen Kultur.

Diese doppelte Aufgabe stellt hohe Anforderungen. Es geht einerseits um die Anerkennung der Mundarten für die sogenannte „identité alsacienne“, und um die späte Rezeption deutschsprachiger Werke, die auch zum „patrimoine culturel“ gehören.

Meine kurzen Ausführungen beziehen sich:

- a) auf einige deutschsprachige Autoren des Elsaß von überregionaler, wenn nicht europäischer Bedeutung;
- b) auf die Funktion der Mundarten und auf deren Entwicklung zur vermischten Umgangssprache;
- c) auf den eminent dichterischen Wert des elsässisch-alemannischen Werks von Nathan Katz und auf dessen Vermittlerfunktion zwischen der deutschen und der französischen Kultursprache.

Zum ersten Punkt.

1983 war ein Luther- und Karl-Marx-Gedenkjahr. Es war für das Elsaß auch ein bedeutungsvolles Jahr des Erinnerns an drei Schriftsteller, die aber leider noch viel zu wenig im Elsaß bekannt sind.

Die drei Autoren sind im gleichen Jahr 1883 – also vor hundert Jahren – im Elsaß geboren. Sie haben großartige Werke verfaßt; noch etwas ist ihnen gemeinsam. Alle drei haben eine wirkungsvolle Vermittlerrolle übernommen im Bereich der deutsch-französischen kulturellen Beziehungen. Ich kann sie in diesem Zusammenhang nur erwähnen. Der erste, René Schickelé, geboren 1883 in Obernai, der nach 1918 sich in Badenweiler etablierte und im südfranzösischen Vence starb, ist Ihnen durch sein erzählerisches Werk und durch die von ihm herausgegebenen *Weißten Blätter*, für den deutschen Expressionismus sehr bedeutsam, bekannt. Der zweite, Charles Pflieger, war ein stiller Dorfpfarrer, der in Kochersberg, in der Nähe von Straßburg seelsorgerisch tätig war; er offenbarte sich aber auch als ein wahrhaft universaler Geist. 1932, also ein Jahr vor der Machtübernahme, veröffentlichte er sein Meisterwerk *Im Schatten des Kirchtums*, das in verschiedene Sprachen – aber noch nicht ins Französische – übersetzt wurde. Über 70 Jahre, die sich von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts erstrecken, war er Mitarbeiter verschiedener deutscher Zeitschriften und der in Straßburg erscheinenden Tageszeitung *Der Elsässer*; er verfaßte tiefgreifende Artikel über Paul Bourget, Léon Bloy, Mauriac, Dostoïevsky, Reinhold Schneider und zuletzt über Teilhard du Chardin, dem er sich geistesverwandt fühlte. Er starb 1975 in hohem Alter. Der dritte, der Dichter, Essayist, Literaturkritiker, Ernst Stadler, fiel als deutscher Soldat bereits 1914 in Belgien. Ein englisches Geschoß traf ihn tödlich. Er starb an der Front zu Beginn des Krieges wie

Charles Péguy, dessen Gedichte er übersetzt hat. Er ist kein eigentlicher Elsässer; ich betrachte ihn aber, trotz seiner bayerischen Abstammung, als dem „patrimoine culturel“ des Elsaß zugehörig, wegen seiner Dichtungen – *Präludien*, der *Aufbruch* –, die elsässische Themen aufgreifen, wegen seiner Essays und Abhandlungen über deutsche und französische Dichtung und Literatur, in vergleichender Hinsicht, seiner Schriften über die Literatur und die Kultur des Elsaß.

Alle drei deutschsprachigen Schriftsteller haben sich mit dem Problem der Mundarten, der Mundart-Dichtung befaßt. Ich verweise auf den tiefgründenden Essay, den Ernst Stadler den beiden Straßburger Lyrikern – den Brüdern Matthis – gewidmet hat; in diesem äußerst aktuellen Text nimmt der Dichter Stellung zu der historischen Entwicklung der elsässischen Dialekte. (Der Essay, betitelt „Die Brüder Matthis“, steht in der kürzlich erschienen kritischen Ausgabe der Dichtungen, Schriften und Briefe von Ernst Stadler.)

Dies gibt mir Anlaß, einiges über die heutige Mundart zu sagen.

Die Fortschritte des Französischen als einer geläufigen Umgangssprache, aber auch die Forderungen der technisierten Welt mit den linguistischen Konsequenzen, bewirken den Rückgang der Mundarten, zumal in ihrer ländlich anmutenden Reinheit. Der österreichische Doktorand Wolfgang Ladin hat das Phänomen wissenschaftlich untersucht; seine Studie trägt den bezeichnenden Titel:

Der elsässische Dialekt – museumsreif?
Strasbourg, 1982.

Ich für meinen Teil beobachte ein eigenartiges Phänomen: Es entsteht eine Mischform, eine Sprachvermischung, um Jean Pauls Begriff anzuwenden. Es entsteht so etwas wie ein Franzelsässisches, so daß die Mundarten natürliche Beziehungen zur französischen Umgangs- aber auch Kultursprache aufnehmen.

Erst in den letzten Jahren hat eine breitere Öffentlichkeit das Werk von Nathan Katz (1882 – 1981) entdeckt. Ich habe dem Dichter, mit dem ich am Abend seines Lebens befreundet war, einen Essay gewidmet.¹⁾ Ich betrachte Nathan Katz als einen der großartigsten Dichter des Elsaß, auf den die Bezeichnung, die Martin Heidegger für J. P. Hebel prägte, sich besonders treffend bezieht. Nathan Katz ist „ein weltweiter Dichter“.

Ich kenne keine Dichtung, die so vielschichtig, fruchtbar-dynamisch, die Beziehungen zwischen der elsässisch-alemannischen Mundart und der deutschen und der französischen Kultursprache ins Werk setzt. Mehr noch. Die Dichtungen von Nathan Katz, seine herrlichen Übersetzungen, nehmen Impulse aus der gesamten geistigen Welt Europas auf und verbinden das Elsässisch-Alemannische nahezu stillschweigend, ohne Effekthascherei mit wesentlichen Werken verschiedener Sprachen.

1) Victor Hell, *Nathan Katz. Itinéraire spirituel d'un poète alsacien*. Poésie populaire: Tradition et renouveau. Des textes de Shakespeare, Robert Burns, Tennyson, Mistral, Péguy, Guilleric en alémanique, Colmar, 1978.

Die zeitgenössischen elsässischen Dichter, u. a. André Weckmann, betrachten Nathan Katz zugleich als Initiator und Meister, als den elsässischen Dichterrfürsten.

Der aus der Bretagne stammende französische Dichter Guillevic hat das Elsässisch-Alemannische – ich betone, das Nathan Katz sein linguistisches Medium nicht als Mundart, sondern als „langue dialectale“ bezeichnet – dieser bretonische Dichter, der zu den bedeutendsten seines Landes gehört, hat in jungen Jahren das Elsässisch-Alemannische erlernt, um Werke von Nathan Katz ins Französische zu übertragen. Zum Andenken an den Dichter möchte ich ihm in aller Ehrfurcht das Schlußwort überlassen.

„An e Maidle.

Dü bisch d'Seel vo minere Haimet, Maidle!

Alli Scheenheit vo minere Haimet bisch!“

Max Mangold

DAS SAARBRÜCKER WÖRTERBUCH VON EDITH BRAUN UND MAX MANGOLD

Schon vor 1981 hatte Edith Braun Texte in Saarbrücker Mundart geschrieben. Dabei empfand sie es als einen Mangel, daß es keine Regeln für die Schreibung der Mundart gab. Die beiden Verfasser beschlossen darum 1981, ein kleines Rechtschreib-Wörterbuch für die Mundart zu erstellen. Dieses Wörterbuch sollte nur die Formen der Wörter bringen. An eine Übersetzung der Wörter war nicht gedacht. Der Benutzer sollte z. B. erfahren, daß man *isch wääs* (ich weiß) schreibt, nicht aber: *isch wääß, isch wääß, isch wäähs, ich wääs, ich wääß* u. a. Es zeigte sich aber bald, daß ohne Übersetzung und ohne Satzzusammenhang viele Wörter vom Leser nicht verstanden würden. Eine Schreibung wie *griesche* (kriechen) kann der normale Leser ohne Satzzusammenhang kaum verstehen. Es wurde darum beschlossen, ein zweisprachiges Wörterbuch Saarbrückerisch-Schriftsprache zu machen. Dies hätte den Vorteil, daß auch Nichtkenner der Saarbrücker Mundart das Wörterbuch mit Gewinn benutzen könnten.

Die Tatsache, daß von nun an ein zweisprachiges Wörterbuch vorzubereiten war, zwang die Verfasser mehr oder weniger, den ganzen allgemeinen Wortschatz der Mundart zu erfassen, unabhängig davon, ob die Wörter in ihrer Schreibung, Bedeutung und Verwendung schwierig waren oder nicht. Es entstand auf diese Weise eine Kartei von über 40 000 Stichwörtern. Aus verlegerischen Gründen mußte später die Zahl der Stichwörter auf etwa 30 000 verringert werden.

Das Wörterbuch erfaßt die Mundart der Stadt Saarbrücken mit den Stadtteilen Alt-Saarbrücken, Malstatt-Burbach, Sankt Arnual, Sankt Johann. Die Saarbrücker Mundart ist vor allem gekennzeichnet durch bestimmte Laute und Lautfolgen sowie durch bestimmte grammatikalische Formen (Beugung von Geschlechtswort, Hauptwort, Eigenschaftswort, Fürwort, Tätigkeitswort, Übereinstimmung von Hauptwort und Eigenschaftswort, Wortstellung u. a.).

Wörter, die ausschließlich innerhalb der Stadt Saarbrücken verwendet und verstanden werden, scheint es kaum zu geben. Die in Saarbrücken üblichen Wörter werden gewöhnlich auch in einer näheren oder weiteren Umgebung und zu einem großen Teil auch in der deutschen Schriftsprache gebraucht. Doch werden im Wörterbuch alle Wörter, unabhängig von ihrer Verbreitung, in einer Form geschrieben, die ihrer Lautung in Saarbrücken entspricht.

Die Informanten, die berücksichtigt wurden, waren im Durchschnitt zwischen 20 und 70 Jahre alt. Nicht mehr im Gebrauch befindliche Wörter fanden keine Aufnahme, ebenso Wörter, die ausschließlich von Vertretern bestimmter Berufe oder Gruppen verwendet werden.

Als erster Informant diente Frau Edith Braun (geboren und aufgewachsen in Malstatt). Als weitere Informanten wurden zahlreiche Verwandte und Bekann-

te befragt und z. T. auf Kassette aufgenommen. Auch Gespräche auf dem Markt und anderswo lieferten Material. Eine weitere Quelle für gesprochene Mundart war der CB-Funk (27 000 – 27 150 Hz, AM), der in den Jahren 1976 – 1984 im Bereich der Stadt Saarbrücken abgehört wurde. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß im Wörterbuch die eigentliche Fachsprache des CB-Funks nicht berücksichtigt wird.

Neben gesprochenen Quellen standen auch geschriebene Quellen zur Verfügung: Mundarttexte in Zeitungen, Gedichte, Prosatexte. Der Saarländische Rundfunk (Herr Lutz Hahn) überließ den Verfassern zeitweilig die Manuskripte von Mundart-Hörspielen zum Exzerpieren.

Die wichtigste wissenschaftliche Quelle bildete die Grammatik der Saabrücker Mundart von Lothar Steitz. Die Rechtschreibung des Saarbrücker Wörterbuches beruht auf der von Steitz beschriebenen Lautung. Aber auch für die Grammatik, besonders für die Formenlehre, hat die Steitzsche Grammatik gute Dienste geleistet.

Drei Wörterbücher wurden daraufhin geprüft, ob sie heute in Saarbrücken lebendiges Wortgut enthalten: Das Wörterbuch von Schön, das Rheinische Wörterbuch und das Pfälzische Wörterbuch. Andere zum größten Teil volkstümliche Wörterbücher aus der näheren Umgebung wurden ebenfalls herangezogen. Was die lexikographische Methode betrifft, so hielt man sich eher an die Wörterbücher von Duden und Langenscheidt als an die üblichen kleineren und mittleren Mundartwörterbücher.

Die Mundart unterscheidet sich von der Schriftsprache u. a. dadurch, daß sie mehr schwankt. Diese Schwankungen (Varianten) betreffen das Lautsystem und die Aussprache einzelner Wörter, die Formen der Wörter und die Verwendung bestimmter Wörter. So gibt es z. B. ein Schwanken zwischen j und sch (*Berje* oder *Bersche*, deutsch: Berge). Man kann *an* (mit kurzem a) oder *aan* (mit langem a) sprechen für die Präposition „an“ der Schriftsprache. Für schriftsprachliches „an einer, an ihr“ hört man: *aaner*, *aanerer*, *aanrer*, *anner*, *annerer*, *anrer*; etwa in dem Satz: *es is niggs aaner* (es ist nichts an ihr). Neben *kumme* (kommen) hört man auch *komme*. Statt *Addsel* (Elster) sagt man auch oft *Elschder* (Elster). Viele solche Schwankungen wurden berücksichtigt. Natürlich konnten bei weitem nicht alle Schwankungen aufgenommen werden. So konnte gelegentliches Schwanken zwischen i und ü nicht verzeichnet werden; nur *griese* (grüßen) wurde aufgenommen, nicht aber *grüüse* (grüßen) mit seinem langen schriftsprachlichen u.

Ein mittelgroßes Wörterbuch sollte auch Auskunft geben über alle Formen eines Wortes. Das Saarbrücker Wörterbuch erfüllt diese Forderung weitgehend, und zwar im Gegensatz zu zahlreichen anderen Mundartwörterbüchern. So gibt es z. B. alle unregelmäßigen Formen des Tätigkeitswortes *gehn* (gehen).

Aber auch die regelmäßigen Formen findet man als Muster in der Einleitung, z. B. *isch lach* (ich lache), *de lachsch* (du lachst), *er lachd* (er lacht).

Bei den Ableitungen wurden besonders solche Wörter aufgenommen, deren Bildung Schwierigkeiten bereiten kann. Gemeint sind u. a. Hauptwörter, die auf *-ei*, *-elsche*, *-je*, *-sche*, *-sches*, *-ersch* enden, z. B. *Mibbselei* (Möpserei); *Bieschelsche* (Büchelchen); *Männje* (Männchen); *Männsche* (Männchen); *Geschdrambelsches* (Verkleinerungsform zu *Geschdrambel* [Gestrampel]). Bei den Präfixbildungen, die meistens wie in der Schriftsprache gebildet werden, konnten aus Raumgründen nur die wichtigsten (z. B. *benuddse*) und die schwer zu bildenden (z. B. *verpischd*; in der Schriftsprache: *erpicht*) gebracht werden. Ähnlich wurde bei den zusammengesetzten Wörtern verfahren. Wichtige Regeln der Satzlehre wurden durch kurze Beispiele (Wortfolgen, Sätze, Wendungen, Redensarten u. a.) kenntlich gemacht.

Als Anhang erscheinen ferner zahlreiche Eigennamen mit ihren Verkleinerungs- und Koseformen sowie Ortsnamen und Saarbrücker Flurnamen.

Einer der schwierigsten Punkte in einem Mundartwörterbuch ist ohne Zweifel die Schreibung. Die einfachste und wissenschaftlichste Lösung wäre die Verwendung einer wissenschaftlichen Lautschrift. Hier bietet sich in erster Linie die Internationale Lautschrift an, wie sie etwa Steitz in seiner Grammatik in ihrer einfachsten (d. h. phonemischen) Form verwendet. Mit einer solchen Lautschrift hätten die Verfasser etwa 30 % Zeit gewinnen können; der Druck wäre auch bedeutend billiger geworden. Die Zahl der Fehler hätte dadurch verringert werden können. Der Nachteil einer wissenschaftlichen Lautschrift ist jedoch, daß nur wenige Spezialisten (Phonetiker, einige Sprachwissenschaftler) sie verstehen. Aus Rücksicht auf die große Zahl der Benutzer wurde darum beschlossen, eine Mundart-Rechtschreibung auf der Grundlage der schriftsprachlichen Rechtschreibung (Duden) zu schaffen. Vier Forderungen sollten erfüllt werden: 1. Die Mundart-Rechtschreibung sollte geregelt sein, 2. sie sollte auf der mundartlichen Lautung beruhen, 3. sie sollte, wenn möglich, überlieferte mundartliche Schreibungen berücksichtigen, 4. sie sollte leicht lesbar und aussprechbar sein sowohl für den Mundartsprecher als auch für den Nichtmundartsprecher.

Es versteht sich fast von selbst, daß die Schreibung einer Schriftsprache geregelt sein muß. Wir schreiben in der Schriftsprache nur *Spiel*, nicht *Spühl*, *Spiehl*, *Spüil*, *Schpiel* usw. Wenn wir Texte von in Mundart Schreibenden lesen, stellen wir fest, daß einige von ihnen dasselbe Wort bald so, bald anders schreiben. Derselbe Verfasser schreibt auf einer Seite *Kopp* (Kopf), auf der anderen Seite *Kobb* (Kopf), ohne es zu merken oder ohne daran Anstoß zu nehmen. Ein anderer Verfasser schreibt *mich* (mich), aber *disch* (dich). Er schreibt also den Sch-Laut der Mundart bald mit *ch*, bald mit *sch*, ohne daß es für diese Unterscheidung einen Grund gäbe. Das Saarbrücker Wörterbuch vermeidet solche Willkür und Zufälligkeiten. Was die Selbstlaute betrifft, so übernimmt es gewisse Eigentümlichkeiten der schriftsprachlichen Rechtschreibung. Entsprechend der Schriftsprache wird z. B. kurzes *e* in bestimmten Wörtern mit *e*, in anderen mit *ä* geschrieben; Beispiele: *Wedd* (Wette), aber *hädd* (hätte). Bei der Wiedergabe der Mitlaute ging man von der Lautung der Mundart aus. So wird *Bladd* geschrieben für *Blatt*, *Platt*, *Platte*, weil die Mundartlautung für alle drei Bedeutungen */blad/ist*. Hier unterscheidet sich das Wörterbuch stark von anderen Mundartwörterbüchern, die mundartlich etwa *Bladd* (Blatt), aber *Platt*

(Platt, Platte) schreiben. Sie schreiben bald bl, bald pl, je nachdem, wie die Schriftsprache schreibt. Diese Abhängigkeit von der schriftsprachlichen Schreibung wird besonders fragwürdig, wenn ein Wort keine Entsprechung in der Schriftsprache hat wie etwa *blagge* (schmeißen). Die Schriftsprache würde uns dann nicht sagen, ob man *blagge* oder *plagge* schreiben soll; denn es gibt weder *blaggen*, *blacken*, *plaggen* noch *placken* in der Schriftsprache mit der Bedeutung „schmeißen“.

Dort, wo die Mundartschreibung die Aussprache nicht eindeutig wiedergibt, wird die Aussprache in Lautschrift zusätzlich wiedergegeben. Bei allen Wörtern und ihren Formen ist die Betonung durch einen untergesetzten Balken oder Punkt gekennzeichnet, in einigen Fällen durch die Lautschrift selbst.

In der Einleitung werden auch Empfehlungen für die Zusammenschreibung von Geschlechtswörtern und persönlichen Fürwörtern sowie für die Angleichung von Buchstaben gegeben. So kann man z. B. schreiben *ob er s er gebbd* oder *obberser gebbd* (ob er es ihr gibt).

Verschiedene Arten von Hinweisen sollen dem Leser helfen, alle Formen und Varianten der Wörter zu finden. Unter *dunn* (tun) findet man z. B. *dääde* (täte, täten), während von *dääde* auf *duun* verwiesen wird. Von *Vochel* (Vogel) wird auf *Voochel* verwiesen und umgekehrt.

Die Verfasser hoffen, daß das Wörterbuch einem weiten Kreis von Benutzern bei der Beschäftigung mit der Saarbrücker Mundart beim Lesen und Schreiben sowie beim Hören und Sprechen weiterhelfen wird. Sie hoffen auch, daß es ihnen gelungen ist, ein Wörterbuch zu schaffen, daß einerseits möglichst allgemeinverständlich ist und andererseits den Ansprüchen der Wissenschaft gerecht wird.

LITERATUR

Pfälzisches Wörterbuch (1965 -). Wiesbaden.

Rheinisches Wörterbuch (1928 - 71). Bonn/Berlin.

Schön, Friedrich (1971): Wörterbuch der Mundart des Saarbrücker Landes. Nachdruck der 2. Aufl. 1928. Saarbrücken. (Neudrucke zur saarländischen Mundartkunde Band 1.)

Steitz, Lothar (1981): Grammatik der Saarbrücker Mundart. Saarbrücken. (Beiträge zur Sprache im Saarland 2.)

DOLMETSCHEN ZWISCHEN MUNDART UND HOCHSPRACHE

1. Entwicklung der neuhochdeutschen Einheitssprache

„Es gibt Worte, die einem Macht verleihen, und andere, die einen immer noch hilfloser machen, und von dieser Art sind die Worte der einfachen Leute, denen's der Herr nicht gegeben hat, sich in der universalen Sprache des Wissens und der Macht auszudrücken.“¹⁾

Hier ist die Rede vom mittelalterlichen Latein als Herrschafts- und Wissenschaftssprache im Verhältnis zur Volkssprache. Schon im 9. Jahrhundert entsteht darum in der Auseinandersetzung Lateinisch-Volkssprachlich die Sprachbezeichnung „Deutsch“ (ahd. *thiutisk*, *diutisk*: „das eigene Volk betreffend, volkssprachlich“²⁾), übergreifend auf die deutschen Stämme und Landschaften bezogen. Der einfache Mann, der bloß deutsch spricht, bleibt demgemäß vom Mitreden und Mitbestimmen über seinen engen Lebenskreis hinaus ausgeschlossen. Daran ändert sich im wesentlichen kaum etwas, bis *LUTHER* seine Reformationsschriften in deutscher Sprache zu schreiben und unter die Leute zu bringen beginnt.

Eine hochdeutsche Sprachentwicklung³⁾, freilich immer nur innerhalb der gebildeten und führenden Oberschichten, gibt es bereits seit dem frühen Mittelalter, während sich die gleichzeitige Entwicklung der deutschen Mundarten mangels schriftsprachlicher Zeugnisse nur erschließen läßt. So beruhen die klösterlichen Schreibdialekte auf den verschiedenen Stammesmundarten. Schon um eine überregional verständliche Sprachform bemüht, haben Kleriker, insbesondere Benediktinermönche uns die althochdeutschen und altsächsischen Sprachdenkmäler, zumeist geistliche Dichtungen oder Übersetzungen, überliefert, jedoch ohne noch eine einheitliche Schriftsprache auszubilden.

Auch in mittelhochdeutscher Zeit bestimmen zunächst die Mundarten die Schreibdialekte. Einen Schritt weiter führt die mittelhochdeutsche Literatursprache, im späten 12. und 13. Jahrhundert im oberdeutschen Raum entstanden zur Überbrückung von Alemannisch und Bairisch. Als Dichtersprache, geprägt von der höfischen Gesellschaft, spiegelt sie natürlich deren Lebensart und Kultur; bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts breitet sie sich aus, teilweise auch in den mittel- und norddeutschen Raum.

Im Spätmittelalter nimmt das Bürgertum Einfluß auf die Sprachentwicklung und trägt bei zur Entstehung des Neuhochdeutschen. Im Interesse des überregionalen Austauschs tendieren die Handelskontore des Nord- und Ostseeraumes sowie die kaiserlichen und fürstlichen Kanzleien zur einheitlichen Gebrauchssprache. Der Humanismus an den Universitäten versucht vor allem, den syntaktisch-stilistischen Bereich zu regeln, wobei mitteldeutsche, ostfränkische und bairische Elemente bevorzugt werden.

LUTHER verwendet für seine Bibelübersetzung eine ostmitteldeutsche Sprachform, um möglichst in ganz Deutschland verstanden zu werden. So ist er nicht

nur Übersetzer aus den alten Sprachen, sondern auch Vermittler über die mundartlichen Grenzen hinweg. Sprachgeschichtlich steht er zwar in der Tradition, hat sich aber als Dolmetsch eine eigene Sprache, ein allgemeines Hochdeutsch, erst geschaffen, so daß sogar seine Gegner, wie er sagt, „aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben und stehlen mir so meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt“. ⁴⁾ Er überbrückt auch die damals schon sozial bedingten Sprachschichten, aber nicht, indem er sich auf einen begrenzten Dialekt einläßt, sondern, indem er auf die Umgangssprache hört. Statt Regeln und Maßstäbe der Herkunftssprache zu übernehmen, läßt er sich im Hinblick auf die Zielsprache Deutsch anregen von der Volkssprache, wie sie in seiner Umgebung gesprochen wird.

„Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie diese Esel tun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen; da verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.“ ⁵⁾

Vielmehr allerdings ist Luthers Dolmetschen immer zugleich ein Interpretieren der Heiligen Schrift für jedermanns Verständnis, was ihm die größte Verantwortung abverlangt. „Ach, es ist dolmetschen keineswegs eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehört dazu ein recht, fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz. Darum halt ich dafür, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne . . .“ ⁶⁾

Er ist also überzeugt, daß ohne die rechte Gesinnung eine wahrhaft gute und getreue Übersetzung nicht gelingen könne. Außerdem weiß er, daß die Verbreitung des gedruckten Wortes allein noch nicht seinen Zweck erfüllt. Darum sorgt er bei den evangelischen Fürsten, um die Rezeption seiner „Biblia deutsch“ weitgehend zu ermöglichen und zu erleichtern, für die Einrichtung christlicher Schulen. Doch vergessen wir nicht, daß seine Verdienste um die deutsche Sprache einmalig bleiben, wenn auch zusätzlich von seiner Zeit begünstigt; denn: „Die historischen Voraussetzungen, also die Flexibilität der Sprache, die reformatorische Theologie, die Harmonie zwischen dem biblischen und dem eigenen Weltbild, die geschlossene Gesellschaft mit ihrer obrigkeitlich verordneten Religion, die sprachliche Sonderstellung seiner Bibel, die Kolonisationsgeschichte des Ostens, die politischen Verhältnisse, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die sprachgeographischen Verhältnisse, diese einmalige Konstellation also, die die Voraussetzungen für LUTHERS erfolgreiches Wirken schaffte, die wird sich nicht wiederholen.“ ⁷⁾

Die Entwicklung der neuhochdeutschen Einheitssprache ⁸⁾ läßt bereits heute vier Phasen erkennen. Allmählich, etwa zwischen 1350 und 1650, ausstrahlend vom mitteldeutschen Osten, bildet sich eine „Ausgleichssprache“ ⁹⁾ des Neu-hochdeutschen. Predigt- und Dichtersprache, Umgangssprachliches und Mundartliches aufgreifend und verarbeitend, haben auch dabei mitgewirkt. Von 1650 bis 1800 setzt sich die neue Schriftsprache endgültig durch. Sogenannte Sprachgesellschaften, um die Reinhaltung des Deutschen bemüht, und die führenden Schriftsteller fördern die Entwicklung, während die Grammatiker

von *GOTTSCHIED* bis *ADELUNG* die Sprache normieren. In dieser Phase beeinflußt die Norm der Hochsprache erstmals auch den mündlichen Gebrauch, wodurch unter den Gebildeten eine „hochsprachlich bestimmte Umgangssprache“⁹⁾ entsteht. Im 19. Jahrhundert wird das standardisierte Neuhochdeutsch maßgebend und verbindlich für Schule, Staat und Öffentlichkeit. Die gehobene Umgangssprache breitet sich aus, in Norddeutschland sogar auf Kosten der Dialekte. Die einheitliche Aussprache, interessanterweise bestimmt von der norddeutschen Hochlautung, wird schließlich als „Bühnendeutsch“⁹⁾ von Theodor *SIEBS* (1898) in Regeln gefaßt.¹⁰⁾ Der sprachliche Machtkampf und der Sieg der Standardsprache wird begleitet von der Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Sprachschichten.

„Seit das besonders in der Barockzeit entwickelte Ideal einer einzigen Form der deutschen Hochsprache konkrete Gestalt angenommen hat, wirkt es mit zunehmender Kraft als Leitbild auf die anderen Sprachschichten. Der heutige Rückgang der Mundarten hängt vor allem auch mit dem geschwächten Selbstbewußtsein, mit dem veränderten Sprachgefühl ihrer Sprecher zusammen, die sich diesem Leitbild immer mehr unterordnen und in der Volkssprache eine Sprachform geringeren Wertes sehen.“¹¹⁾

So begründet Hugo *MOSER* (1955) den nachlassenden Gebrauch der Mundart. Doch der eigentliche Grund dafür ist wohl in den Erfordernissen des rationalisierten Berufs-, Arbeits- und Wirtschaftslebens zu suchen, in einem Bereich, in dem abweichende Sprachformen bloß störend und hinderlich wirken können. Daneben dient allerdings eine Mundartliteratur, schon seit dem späten 18. Jahrhundert entwickelt, gleichsam als emotionales Ventil und zugleich als bereichernde Quelle für den Wortschatz der Hochsprache. Die vierte und jüngste Phase der neuhochdeutschen Sprachgeschichte hat 1945 begonnen und das „Gegenwartsdeutsch“⁹⁾ hervorgebracht. Die Schriftsprache hat sich seitdem für Einflüsse der gesprochenen Sprache, auch in sozialer und regionaler Hinsicht weit geöffnet, so daß noch geltende grammatische und stilistische Normen von der Entwicklung überholt werden. „Im staatlich-politischen und wirtschaftlichen Sprachbereich werden außerdem die sprachlichen Folgen der Teilung Deutschlands in die östlich orientierte Deutsche Demokratische Republik (*DDR*) und die westlich orientierte Bundesrepublik Deutschland (*BRD*) fühlbar.“¹²⁾

Im Verhältnis zur Hochsprache stehen die Mundarten auf der konservativen Seite; in weitestem Abstand zur neuhochdeutschen Schriftsprache die niederdeutschen Mundarten, schriftsprachlich überlagert, seit dem 16. Jahrhundert besonders durch die Luther-Bibel; in zunehmendem Abstand regional von Norden nach Süden die hochdeutschen Mundarten, als Umgangssprachen gebraucht überall im Süden: Elsaß, Südwestdeutschland, Schweiz, Bayern, Österreich, Südtirol.

2. Kodewechsel zwischen Mundart und Hochsprache

Als Schriftsprache hat sich die Hochsprache allgemein durchgesetzt; als gesprochene Sprache werden noch Mundart – Koiné – Umgangssprache – mundartlich gefärbte Hochsprache verwendet. Trotz der fortgeschrittenen gesell-

schaftlichen Modernisierungsprozesse, verursacht durch Alphabetisierung, Verstärkung und Industrialisierung, sind Dialektkenntnis und Dialektgebrauch vielfach noch erhalten geblieben.¹³⁾ Neuere statistische Untersuchungen zeigen jedoch starke Unterschiede bezüglich Regionen, Berufsgruppen, Geschlecht, Alter und Situationen. Im Saarland, in Rheinland-Pfalz und Bayern (70–80 %) ist die Mundart noch weit verbreitet; Landwirte und vorwiegend manuell Arbeitende (60–90 %) sprechen noch in hohem Maße Dialekt; im übrigen herrscht der mundartliche Umgang mehr in der Familie und im Freundeskreis (60–80 %) als bei der Arbeit (40–60 %); in der Familie bevorzugen Frauen, bei der Arbeit Männer die Mundart.¹⁴⁾

Ein gewisser, nicht genau ermittelter Prozentsatz der Bevölkerung scheint keine Dialektkenntnis mehr zu haben; aber auch die meisten Dialektsprecher wechseln je nach Anlaß und Gesprächspartner in die Umgangssprache oder gar Hochsprache, so daß gleichsam von Zweisprachigkeit gesprochen werden kann. Der sogenannte Kodewechsel bewirkt allmählich auch Sprachveränderungsprozesse.

„Der 'Einfluß' ... vollzieht sich also ... nicht von Nachbargemeinde zu Nachbargemeinde, sondern innerhalb der Gemeinde bei den Zweisprachigen, also bei denjenigen Personen, die die Verkehrssprache *und* die Ortsmundart zu reden gewohnt sind, und die deshalb, begreiflich genug, auch dann, wenn sie Ortsmundart sprechen, dies mit Elementen und Eigentümlichkeiten ihrer zweiten Sprache, der Verkehrssprache, durchsetzen, die ihnen als überlegener, besser, feiner, weltläufiger erscheint.“¹⁵⁾

In manchen Gegenden, beispielsweise auch im Saarland, besitzt gerade der Dialektsprecher noch ein eigenartiges Prestige, das wohl von seiner engen Ortsverbundenheit herrührt. „Die alten Hiesigen sprechen ihre Stadt-, ihre Orts-, ja ihre Ortsteildialekte, die Hiesigen entweder ihr Rhein- oder Mosel-fränkisch, aber oft schon abgeschliffen und integriert, die Hergelaufenen 'Hochdeutsch mit Streife'.“¹⁶⁾

Die Zweisprachigen, im Kodewechsel bereits geübt, übernehmen natürlich die Aufgabe des Dolmetschens für die Einsprachigen, die entweder nur Mundart oder nur Hochsprache sprechen. Daraus folgt: „Der Deutschunterricht für Mundartsprecher müßte eigentlich von zweisprachigen Lehrern erteilt werden.“¹⁷⁾ Ausgehend von der „Nichterlernbarkeit der Mundart“¹⁷⁾, hieße das dem Deutschlehrer landschaftliche Gebundenheit verordnen. Den Zugezogenen mit fremdem Dialekt bleibt nur die Verständigung über die Standardsprache. Doch die Verwandtschaft zwischen den Sprachschichten birgt Schwierigkeiten eigener Art; wer die Mundart wirklich verstehen bzw. dolmetschen will, dem genügt es nicht, Wörter zu übersetzen und Grammatik umzuformen. Vieles hat in der Hochsprache keine rechte Entsprechung, kann nur umständlich umschrieben, besprochen und erklärt werden. Erst wenn es dem Gesprächsvermittler gelingt, auch die in der Mundart enthaltene, wie Ludwig HARIG meint, „gute Art zu leben und zu denken“¹⁸⁾ weiterzugeben, hat er seine Aufgabe gelöst. So kann man, wie es uns unser Dichter vormacht, in der saarländischen Sprache sogar die Harmonisierung des Lebens erblicken: „Die saarländische Ausgewogenheit ist quasi die Harmonie der nicht ausgetragenen Widersprüche.“¹⁹⁾ In solch einer ausgleichenden Haltung verrät sich der saarländische Volkscharakter, gebildet an der Grenzlage und unter wechselnder Herrschaft.

3. Möglichkeiten und Grenzen der Mundart: Übersetzungsprobleme

„Die verachtete oder sorgsam wie eine Topfpflanze gehütete Mundart“²⁰⁾ – zuweilen so beurteilt und behandelt – ist sie nun Urgrund der Muttersprache oder Sprachbarriere? Oder läßt sich gegenüber der Mundart eine ambivalente Haltung rechtfertigen?

„Das deutsche Volk ist gegen seinen Willen heute noch geteilt. Die Bundesregierung bleibt bemüht, die Einheit des Volkes zu wahren und im Sinne ihrer Politik der Entspannung und Verständigung in Europa das Verhältnis zwischen beiden Teilen Deutschlands zu entschärfen.“²¹⁾

Martin WALSER versucht, die Anfangssätze dieser „Erklärung der Bundesregierung“ in seinem alemannischen Dialekt wiederzugeben: „*Iser Volk isch dagege, daß as all no doald sei.*“²¹⁾ *D'Bundesregierung will se Múa gää, druf z'luga, daß s'Volk uuoß blibt.*“²²⁾ Hier drückt sich die Mundart, der die abstrakten Begriffe fehlen, so konkret aus, daß das Unhaltbare und Widerspruchsvolle des Bulletins entlarvt wird. Wer hat eine Willenserklärung abgegeben? Unser Volk? Wenn das Volk eins und einig bleiben will, kann es noch nicht geteilt sein! „Bundesregierung“ als Name einer Institution läßt sich natürlich nicht übersetzen. Das Experiment zeigt also, wie die Übersetzung in den Dialekt als Korrektiv einer hochsprachlichen Mitteilung taugt. Mundart kann demnach durch ihre einleuchtende Semantik, insbesondere bei scheinbar glatten, aber mehrdeutigen Texten, Interpretationshilfe leisten. Das heißt, wenn einer sich mundartlich artikuliert, merkt man eher, was er meint bzw. was gemeint ist.

„... er/der Zweisprachige/emfindet etwas, das ist seine Dialektstufe; die muß er, will er sich ausdrücken, im Hochdeutschen imitieren. Der Dialekt wacht scharf über diesen Imitationsversuch und empfindet ihn komisch und sorgt dafür, daß die Unangemessenheit der Übersetzung zum Ausdruck kommt als Komik oder Ironie oder Trauer. Der Dialekt ist dagegen, daß man Wörter gebraucht, die man nicht versteht, oder Wörter, die keinen rechten Anlaß haben in einem selbst; als man nämlich den Dialekt lernte als Muttersprache, da hatte alle Äußerung einen rechten Anlaß und einen triftigen Grund.“²³⁾ Der Schriftsteller wird hier tätig als heimlicher Dolmetscher aus einem verschwindenden, kaum noch gesprochenen Dialekt, auf dessen Echtheit und Unbestechlichkeit er sich aber berufen kann, in die Schriftsprache. Zugleich spürt er durch seinen Dialekt noch das Wesen der unzweifelhaft untergegangenen Kindheit. Wahrscheinlich vermag er auf diese Weise auch mit seinem Unbewußten Kontakt zu halten und seinem Selbst auf die Spur zu kommen. Darüber hinaus bringt der Schriftsteller in einem Nachahmungs- und Übersetzungsprozeß Empfindungen und Gefühle zur Sprache, stellvertretend für andere, auf daß diese in einem Identifikationsprozeß gelebtem und ungelebtem Leben begegnen.

Eine andere, nicht weniger wichtige Funktion hat die Mundart für reine Dialektsprecher, zumeist Angehörige der Unterschicht; aus ihnen spricht die Mundart noch ganz unvermittelt, übernimmt weder ein sprachliches Wächteramt, noch lotet sie die personale Tiefe aus. Sie können zwar ihr Verhalten und ihre menschlichen Beziehungen nicht reflektieren, statt dessen aber spontan reagieren, unmittelbar ihre Gefühle ausdrücken und ihre Situation szenisch

darstellen. Mit diesen Möglichkeiten können sie Verbalisierungsmängel überspielen und Sprachbarrieren überspringen, so daß ihnen, wie empirisch erprobt, in der Psychoanalyse durchaus „eine Emanzipation, eine Identitätsfindung durch die Gruppentherapie möglich sind“.²⁴⁾

Unmittelbarer Gefühlsausdruck, im Widerspruch zu einem Tabu der Mittelschicht, – den wünscht Günter HERBURGER wieder herbei und macht darum „Mut zum Dialekt“: „Der Dialekt kann unnachahmlich streicheln, kann Zärtlichkeit ans Licht heben, kann schneidend verletzen und blutig lächerlich machen, kann die Glut in der alten, vergessenen Hölle wiederentfachen, aber auch doppelbödig listig und boshaft zweideutig, damit Papst wie Teufel ihr Fett abkriegen, sich an ihnen vorbei in sein eigenes Paradies schwindeln.“²⁵⁾ Er will also, daß der Teufel wie im Märchen überlistet wird, weil's um das gute, glückhafte Leben, um die reale Utopie geht, die bloß Allmachtsphantasie bleibt, wenn sie nicht verwirklicht wird. Daher setzt er dem „absegnenden, völkstümelnden Dialekt“²⁵⁾ bewußt das Hochdeutsche entgegen. Doch nennt er den Dialekt auch „klassensprengend“ und sagt über das Schwäbische: „Es bügelt rücksichtslos über Stände hinweg und macht sie voreinander gleich.“²⁶⁾ Und er folgert: „Jedenfalls wagt der sozial Unterlegene sich im Dialekt weit eher auszudrücken als in der Hochsprache, die Bildung voraussetzt.“²⁶⁾ Die Mundart reicht zwar zum solidarischen Ausdruck für die eigene Schicht, aber mangels Bildungswissens nicht zum bewußtseinsverändernden Einfluß in der überlegenen Schicht.

Schwätze,
sei oigene Schproach,
dös ischt wie dia Luscht,
wenn de Durscht hoscht,
und nach viel Wasser
au no Wei trinke koascht.

Sprechen,
seine eigene Sprache,
ist gleich der Lust,
wenn bei Durst
nach Wasser, auch Wein,
man nicht mehr darben muß.²⁵⁾

Nur mundartlich hat dieses „Lob“ die rechte, auch sinnlich-musikalische Form gefunden. In der Schriftsprache wirkt die Wortwahl gestelzt, die Syntax umständlich. Wie dieses Beispiel zeigt, treffen Mundartgedichte nur dann mit ihrem vollen emotionalen Gehalt, wenn sie unmittelbar verstanden werden, lassen sich also schlecht ins Hochdeutsche übertragen.

Die Stärke der Mundart liegt im einfachen, deftigen, echten Gefühlsausdruck; besonders von der Lautung her hat sie noch viele unverbrauchte poetische Möglichkeiten; als gesprochene Sprache ist sie wirklichkeitsnäher, sowohl in der Darstellung von menschlichen Beziehungen und alltäglichen Sachverhalten als auch in der Selbstcharakteristik durch Dialektsprecher. Unverkennbar jedoch hat die Mundart auch ihre Grenzen, die Gebrauch und Wirkung von vornherein einschränken. Nur selten dringt sie über ihre Region hinaus, von Ausnahmen abgesehen, auch nicht als Mundartdichtung (z. B.: In Saarbrücker Buchhandlungen und Bibliotheken werden fast nur saarländische Dialekte gepflegt). Bedingt teils durch mangelnden Wortschatz, der kaum erneuert und ergänzt worden ist, teils durch nicht voll ausgebildete Syntax, bleiben der Mundart viele Gebiete verschlossen, vor allem Wirtschaft, Industrie, Technik, Verwaltung, Politik, Philosophie, um nur einige zu nennen. Ratschläge können gegeben, Handgriffe erklärt, Verhaltensregeln und Volksweisheiten mitgeteilt werden, darüber hinaus versagt der Dialekt. Wahreden kann man gelegentlich

in Mundart – „Mittel der Sympathiewerbung“²⁷⁾ – halten, aber bei der politischen Arbeit im Parlament wird hochdeutsch gesprochen. „Bei der Darstellung politischer Vorgänge könnte Mundart höchstens zitatweise verwendet werden, zur Charakterisierung von Personen, von Verhaltens- und Denkweisen.“²⁸⁾ „Die Mundart ist der Neuzeit nicht gewachsen. Sie ist eine weithin konservative Sprache mit schwindendem Bestand. Angestrengte Bemühungen von Sprachpflegern, die Mundart ‘rein’ zu erhalten, können den Verfall bloß beschleunigen. Mundart kann nur lebendig bleiben in der Vermischung mit Umgangssprache, Hochsprache.“²⁹⁾

Im Grunde besteht eine weitgehende Entfremdung zwischen Hochsprache und Mundart, so daß letztere als Zielsprache kaum noch in Frage kommt, ausgenommen gewisse Themenbereiche, die mit einem landschaftlichen und sozialen Milieu zusammenhängen. Eine Übersetzung der Bibel, Altes und Neues Testament, ins Niederdeutsche³⁰⁾ ist zwar kürzlich neu aufgelegt worden, aber dabei ist folgendes zu bedenken: Die niederdeutsche Bibel, die es bereits seit dem 15. – 16. Jahrhundert gibt, steht in einer langen Tradition und stützt sich heute auf die Wiederbelebung einer niederdeutschen Kirchen- und Predigtsprache; außerdem ist das Niederdeutsche eine Regionalsprache, eine Sprachform, die, nicht ortsgebunden, grenzüberschreitend wirkt. So beginnt, mit urwüchsigen, bildhaften Worten erzählend, die „Genesis“.

Ganz in den Anfang hett Gott Himmel un Eer maakt.
Un up de Eer seeg dat wirr un wööst ut,
un över dat Water weer dat pickendüster.
Aver Gott sien Geist sweev över de Floom.³¹⁾

Wenn beliebte Bildgeschichten des 19. Jahrhunderts, wie „Der Struwelpeter“ von Heinrich *HOFFMANN*³²⁾ und „Max und Moritz“ von Wilhelm *BUSCH*³³⁾, neuerdings in verschiedene Dialekte übertragen worden sind, so hat gewiß eine Rolle gespielt, daß diese Klassiker deutschen Humors, nebenbei mit erzieherischer Absicht entworfen, in Bild und Wort sich schon sehr volkstümlicher Ausdrucksformen bedienen. Mit Edith *BRAUNS* in Saarbrücker Platt nachgedichteter Bubengeschichte „Max und Moritz“ kann man Wilhelm *BUSCH* neu entdecken; dank mundartlicher Lautmalerei und Redeweise gewinnen die Verse eine überraschend echte und widerborstige Qualität, die zum Wiederlesen verführt.

4. Moderne Mundartliteratur als Dolmetschen zwischen Sprach- und Sozialschichten

Seit den 70er Jahren läuft in der Bundesrepublik, in der DDR und auch in anderen europäischen Ländern eine „Mundartwelle“, die für einen wiederbelebten Regionalismus spricht, die vernachlässigte Sozialschichten ins Licht zu rücken sucht und irgendwie mit der alternativen Bewegung zusammenstimmt. Mundart wird nicht nur in der volkstümelnden, sondern gerade auch in der progressiven, kritischen und emanzipatorischen Literatur verwendet. Im Rundfunk findet man Dialekt im Hörspiel, bei Schlagern und in der Werbung. In manchen Ämtern und Büros kann auch Mundart gesprochen werden. Wahlreden auf kommunaler Ebene werden teilweise im Dialekt gehalten.³⁴⁾ Kurzfristi-

ge Mode oder langfristiger Trend? Wahrscheinlich handelt es sich einerseits um Protest von unten gegen sprachliche Reglementierung (Standardsprache!), andererseits um Anbiederung von oben zur Beschönigung sozialer Ungleichheit.

Das Hochdeutsche etabliert sich um 1800 etwa, was sofort die dialektische Antwort herausgefordert hat. So beginnt die Mundartliteratur bereits mit den niederdeutschen „Idyllen“ von Johann Heinrich VOSS (1783) und den „Ale-mannischen Gedichten“ von Johann Peter HEBEL (1803). Im 19. Jahrhundert führen Klaus GROTH und Fritz REUTER die niederdeutsche Literatur zu einem Höhepunkt. Es folgen Gerhart HAUPTMANN mit dem schlesischen Drama „Die Weber“ (1892) und Ludwig THOMA mit den bairischen Erzählungen. Die zeitgenössische Dialektpoesie kann sich auf die Anfänge der Wiener Gruppe (H. C. ARTMANN, Gerhard RÜHM, Konrad BAYER) in den 50er Jahren berufen.³⁵⁾

Mundart ist nur lebendig in Situationen mit gesprochener Sprache, und zur Mundartdichtung gehört eigentlich mündliche Überlieferung. Daher ist die Schriftlichkeit sehr problematisch; denn die Buchstaben oder phonetischen Zeichen bezeichnen den Klang nur ungenau, Mimik und Gestik können gar nicht wiedergegeben werden. Alfred GULDEN legt, wie „palaava van a bis k“³⁶⁾ zeigt, besonderen Wert auf die klangliche Seite, z. B.:

f
dää, lo, dää daut doch
naischt! bei dem waassen äm noch gro hoa!
– fowat?
– ma wäß net, wo man draan es bei dem loon!
– awa wat aich saan, dat es doch woa!³⁷⁾

Die genaue Beobachtung und Nachahmung mundartlichen Sprechens erhält hier durch die schriftliche Fixierung trotzdem etwas Künstliches, freilich durch den Vortrag des Autors durchaus zu beheben.

Welcher Impuls geht aus von der Zweisprachigkeit? Fitzgerald KUSZ, zwischen zwei Dialekten (Vater: Berliner; Mutter: Fränkin) aufgewachsen, lernt schon als Kind von einer Sprache in die andere wechseln.³⁸⁾ Interessanterweise kommt er zur Mundartlyrik auf dem Umweg über die hochdeutsche Sprache. Angeregt von ARTMANN'S Dialektgedichten hat er zunächst konkrete und sprachspielerische Texte auf Hochdeutsch verfaßt. Er beginnt mit der „Linguistischen Aneignung“³⁹⁾ des Dialekts, z. B. Übernahme von alltäglichen Redensarten, führt zur „Entlarvung von schichtenspezifischem Sprachverhalten“, übt soziale Kritik, entfaltet „poetische Möglichkeiten“.⁴⁰⁾ Er glaubt über die Mundart an eine „Demokratisierung der Poesie“, „wenn es ihr gelänge, Inhalte, die bisher nur in der hochsprachlichen Lyrik üblich waren, auch in der Mundart *sagbar* zu machen und damit an ein ganz anderes Publikum heranzukommen, das bisher von Lyrik nicht erreicht wurde.“⁴¹⁾ Damit wäre tatsächlich ein Dolmetschen zwischen verschiedenen Sprachschichten (Hochdeutsch – Dialekt) möglich, und zwar zum Zwecke der Kommunikation mit unliterarischen Mundartsprechern. Dagegen sei an den WITTGENSTEIN-Satz erinnert: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“⁴²⁾ Und KUSZ räumt ein: „Und die Grenzen dieser Welt der Dialektsprache sind

ungleich kleiner als die der Hochsprache. . . . Und wenn ich aus dieser Sprache nicht rauskomme, entwickle ich mich auch politisch, gesellschaftlich nicht weiter, bewußtseinsmäßig nicht weiter, und das wäre meine Kritik an, am Dialekt schlechthin.⁴³⁾ Er schreibt also Mundartgedichte auch, um die Nur-Mundart, die Einsprachigkeit, bei seinen Hörern und Lesern zu überwinden; schreibt auch ein sinnlich-bildhaft erfahrbares Gedicht, wie:

LIEBE

wensd kummsd
iss frähjoä
wensd dou bisd
iss summä
wensd gähnsd
iss herbsd
wensd foddbsid
fälld dä schnäi
vo dä deckn roo⁴⁴⁾

Alle Mundartliteratur von Belang, also keine Heile-Welt-Dichtung, stammt übrigens aus der Bildungsschicht, von Autoren, die oft sogar Germanistik oder Literatur studiert haben. Ob sie, wie beabsichtigt, auch zwischen sozialen Schichten wirksam dolmetschen, bleibt allerdings eine offene Frage. Inzwischen ist auch die affirmative Mundartliteratur nicht müßig, etwa in den Stücken des Ohnesorgtheaters.

Im realistischen Drama hat der Dialekt bzw. die mundartlich gefärbte Umgangssprache noch andere Funktionen. Und das Konzept des Naturalismus verlangt die möglichst naturgetreue Wiedergabe gesprochener Sprache im Rahmen der Milieuschilderung. Außerdem dient die Mundart wie andere Sprachformen, wozu auch Kodewechsel gehört, der dramatischen Charakteristik von Personen. In den Volksstücken von Franz Xaver KROETZ, neben Martin SPERR zur Zeit der bekannteste Mundartdramatiker, wird sprachliche Armut und Hilflosigkeit demonstriert, manchmal bis zur Sprachlosigkeit. Doch plötzlich erscheinen im Dialog, wenn es um existentielle Fragen geht, hochdeutsche Sätze, beispielsweise an einer Kernstelle in „Oberösterreich“:

ANNI. Wenn ich mich konzentrier, spür ich es.

HEINZ. Keine drei Monat. Das is so groß wie ein Frosch.

ANNI. Einen Frosch spürst auch, wennst ihn in der Hand hast.

HEINZ. Hast nix zum In-der-Hand-Habn.

Pause.

ANNI (*hochdeutsch*). Das ist ein Lebewesen so wie mir.

Pause.

Ich geb nicht nach.⁴⁵⁾

Anni gelangt in ihrem gefühlsmäßigen Widerstand, der sich allmählich aufgebaut hat, erst durch den Kodewechsel zur Klarheit ihrer Einsicht und ihres Wollens. Das Gewissen spricht hochdeutsch – gewissermaßen. Anni entscheidet sich und setzt sich auch durch gegen die Oberflächen-Ansicht und die

Steuerung von außen, was ihr ohne das innersprachliche Dolmetschen wohl nicht möglich wäre. Freilich übernehmen die Personen in KROETZ' Stücken auch viele hochdeutsche Klischees aus den Massenmedien, von denen sie sich patriarchalisch beherrschen lassen. Eigentlich sind sie auf der Suche nach ihrer eigenen Sprache.

Zum Dialekt: „An Süddeutsch angelehnt, also relativ ungebunden und lediglich in der Grammatik sehr eigenständig bayrisch. Keinen süddeutschen Dialekt beherrschende Schauspieler müssen die Sprache als Kunstsprache betrachten und herstellen.“⁴⁶) KROETZ hat die Schwierigkeiten beim Mundartsprechen vorausgesehen und daher eine mundartlich gefärbte Umgangssprache geschrieben, die je nach Bedarf in den Dialekt umgesetzt werden kann. „Kunstsprache“ (?) jedoch könnte glättend entwickeln.

Problematischer wird die überregionale Spielbarkeit, wenn der Autor einen regional eng begrenzten Dialekt verwendet, wie KUSZ in seinem Theaterstück „Schweig, Bub!“ das Fränkische. Nach der Urfassung sind eine niederdeutsche, eine Frankfurter, eine rheinhessische, eine alemannische und eine schwäbische Fassung hergestellt worden. Sprachlich ist die Übersetzung ins Schwäbische gelungen. Aber: „Es ist die Funktion der fränkischen Mundart, ein bestimmtes regionales Milieu, sowie typische fränkische Charaktereigenschaften, Denk- und Verhaltensweisen darzustellen.“⁴⁷) Dieser ganze Komplex läßt sich in einer anderen Mundart nicht nachahmen, so daß jede Übertragung unbefriedigend bleibt.

Hören wir nun, wie der Dialekt im Roman, in der Prosa gedeiht, wie Herbert ACHTERNBUSCH ihn wuchern läßt in seiner „Alexanderschlacht“, wie er sich dazu bekennt:

„Auf diesen Steinen war ich mit Susa gesessen und sie erzählte mir, daß auf einem der Höfe ein deppertes Mädchen gewesen, das man aus Schande versteckt hielt und im Keller, die alten Keller sind zumeist Gurtengewölbe in der Erde, also nicht unterm Haus, mit einem täglichen Freßnapf, den man ihr einschob, großwachsen ließ. Schließlich holte doch die Polizei das Gerippe aus dem Loch. Der Bauer verkaufte sein Anwesen an den Staat, der aufforstete, und der zweite Bauer mußte ebenfalls verkaufen, weil die Tannen vor seiner Haustüre hochwuchsen. Ohne weiteres meine ich, daß unsere Verwandten mit Susa ebenso verfahren hätten, wenn dies möglich gewesen wäre, denn jüdisch und künstlerisch ist für ein normales deutsches Speckhirn zu viel. Ich zögere, das Vorwort weiter bis zur angekündigten Froschmeldung zu zitieren. Ein altes Kapitel Judnpritschn gab ich auf, schrieb aber ein neues letztes Jahr im September, das ich als letztes der Susa-Geschichten wähnte, und ich bin jetzt selber auf seine Sprache neugierig. I bin da Autor. Wenn i wui, daß oana redt, dann soi er sein Scheißdreck rauslaßn. I bin a autoritärer Tip und fahr Auto, und sonst kennts mi am Osch leck. I sog bloß, wos andre gsogt ham, und wos de wieda ghört ham, und daherrens ois, ois hoaßt als, alles hoaßt aber a ois, a hoaßt auch und hoaßt hoaßt heißt, hör Ingrid: alles hoaßt owa a ois, a hoaßt auch und owa aber, i mecht me amoi richte in da Sprach daremma, daß i überhaupt nimma zum Tema kimm, und daherreden sie, die Leute, machen wir es so: Dialekt ist meine Sprache, und Ihr, Verehrte, Hochgepipse ist mein Tema.“⁴⁸)

So und so weiter mischt er Sprachschichten (Hochsprache, Umgangssprache, Dialekt) und Sprachstile, immer der Stimmung und der Situation entsprechend, in einem überquellenden Prosa-Monolog. Er erzählt ein alltägliches Leben so, daß der „Anarchismus“ des spontanen Aufbegehrens geradezu zur Schreibmethode wird. Hier ist die Mundart, sofern sie vorkommt, voll integriert, was bedeutet, daß das Dolmetschen strikt verweigert wird. Obwohl der hochdeutsche Text den größten Raum beansprucht, erscheint hier alles Gesagte, weil unwillkürlich in den Bewußtseinsstrom einfließend, als Ausdruck der Mundart.

5. Überwindung der Kontroverse: Schriftdeutsch – Mundart

Sylvie REFF, die elsässische Liedermacherin, die heute abend singen wird, hat in einem Interview gesagt:

D'offiziell Sproch esch d'Sproch fon de Macht,
d'Müeddersproch aber esch d'Sproch fon de Lieb.

Das hört sich schön und einleuchtend an, könnte aber verhängnisvoll wirken, wenn die Sprachschichten auf gleichem Terrain unbedingt einander ausschließen. Blicke die Hochsprache nur dem öffentlichen Bereich und die Mundart nur dem privaten Leben vorbehalten, würde die Versuchung, sich ins stille Kämmerlein zurückzuziehen und den Machtkampf anderen zu überlassen, riesengroß. Und der arme Hochdeutschsprecher könnte seine Gefühle nicht äußern!

Daher trete ich ein für die Begegnung der verschiedenen Sprachschichten. Auch streite ich nicht für die Reinhaltung der Mundart, sondern für den lebendigen Austausch zwischen den Sprachformen. Aus diesem Prozeß können die Sprachvarietäten durchaus gestärkt hervorgehen.

Vergessen wir nicht die Einsicht in die Funktionen der Mundart über die Verständigung hinaus: Zeichen des regionalen Selbstbewußtseins, Solidarität mit einer bestimmten sozialen Gruppe, Kontakt mit der eigenen Kindheit.

Endlich plädiere ich dafür, daß die Hochsprache durch verständigen und intensiven Gebrauch aus der Schriftlichkeit erlöst und so lebendig, ausdrucksstark, transparent, klar, deutlich, wirksam, sensibel und umfassend wie möglich gemacht wird, um die Kommunikation mit Menschen und Völkern und mit der Welt des Geistes zu erweitern und zu vertiefen.

Anmerkungen

- 1) Umberto Eco: *Der Name der Rose* (Il nome della rosa, dt.), München 1982, S. 423.
- 2) Vgl. Stefan Sonderegger: *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte*. Diachronie des Sprachsystems, Bd. 1: Einführung – Genealogie – Konstanten, Berlin/New York 1979, S. 37 – 56: 2. „Die Sprachbezeichnung Deutsch“, bes. S. 40 ff.
- 3) Im Folgenden nach S. Sonderegger, a.a.O., S. 169–194: 4. „Die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte“; vergleichsweise auch Hugo Moser: *Mittlere Sprachschichten als Quellen der deutschen Hochsprache*. Eine historisch-soziologische Betrachtung, Nijmegen – Utrecht 1955.
- 4) Martin Luther: Sendbrief vom Dolmetschen (1530), in: *Das Problem des Übersetzens*, hrsg. v. H. J. Störig, Darmstadt 1963, S. 14 – 32, hier S. 15.
- 5) M. Luther, a. a. O., S. 21.
- 6) Ebd., S. 25.
- 7) Marvin H. Folsom: „Lutherische Sprachmuster in der deutschen Bibelsprache“, in: *Linguistische Studien*, Reihe A, Arbeitsberichte 119/III: Luthers Sprachschaffen: Gesellschaftliche Grundlagen/Geschichtliche Wirkungen. Referate der internationalen sprachwissenschaftlichen Konferenz Eisenach 21. – 25. März 1983, Berlin 1984, S. 65 – 80, hier S. 65 f.
- 8) Vgl. S. Sonderegger, a. a. O., S. 176 ff.
- 9) Ebd., S. 176.
- 10) Theodor Siebs: *Deutsche Bühnenaussprache*. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. – 16. April 1898 im Apollosaale des königlichen Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben, Köln 1898; jetzt T. Siebs: *Deutsche Aussprache*. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch, hrsg. v. H. de Boor, H. Moser, C. Winkler, 19. umgearb. Aufl. Berlin 1969.
- 11) H. Moser, a. a. O., S. 18.
- 12) S. Sonderegger, a. a. O., S. 177.
- 13) Vgl. Klaus J. Mattheier: *Pragmatik und Soziologie der Dialekte*. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen, Heidelberg 1980, S. 147.
- 14) Vgl. K. J. Mattheier, a. a. O., S. 25 – 39.
- 15) Otto Höfler: „Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 77 (1955) S. 30 – 66 u. S. 424 – 476, hier S. 44; Zit. K. J. Mattheier, a. a. O., S. 159.
- 16) Ludwig Harig: *Die saarländische Freude*. Ein Lesebuch über die gute Art zu leben und zu denken, München 1977, S. 22 – 38: „Die Harmonie der Widersprüche. Eine kleine saarländische Sprachkunde“, S. 24.
- 17) Heinrich Löffler: „Mundart als Sprachbarriere“, in: *Wirkendes Wort* 22 (1972) S. 23 – 39, hier S. 38; Folgerungen siehe in: *Grundlagen einer dialektorientierten Sprachdidaktik*. Theoretische und empirische Beiträge zu einem vernachlässigten Schulproblem, hrsg. v. U. Ammon, U. Knoop u. I. Radtke, Weinheim u. Basel 1978.
- 18) L. Harig, a. a. O., S. 3 (Titel).
- 19) Ebd., S. 23.
- 20) Wolf Aichelburg: *Umbrisches Licht*. Erzählungen, Bukarest 1975, S. 92 – 107: „Weiße und graue Steine“, S. 100.
- 21) Martin Walser: *Heimatkunde*. Aufsätze und Reden, Frankfurt a.M. 1968, S. 51 – 57: „Bemerkungen über unseren Dialekt“, S. 53; vgl. dazu Manfred Bosch: „Heimat und Dialekt“, in: *Kürbiskern* (1975) 3, S. 102 – 109.
- 22) M. Walser, a. a. O., S. 54.
- 23) Ebd., S. 55 f.
- 24) Vgl. Ruth Wodak, „Sprache, Macht, Psychotherapie und Bewußtseinsbildung“, in: *Langue et Pouvoir/Sprache und Macht*, Symposium de Strasbourg 17. – 20. sept. 1982, Strasbourg 1983, S. 15 – 41, bes. S. 35.
- 25) Günter Herburger: „Mut zum Dialekt“, in: *Akzente* 23 (1976) S. 133 – 134, hier S. 134.
- 26) G. Herburger, a. a. O., S. 133.
- 27) Vgl. Dieter Kühn: „Mundart – Hochsprache: eine Konfrontation“, in: *Akzente* 23 (1976) S. 311 – 319.
- 28) D. Kühn, a. a. O., S. 314.
- 29) Ebd., S. 315.
- 30) *Dat Ole un dat Nie Testament in unse Moderspraak* (Biblia, dt., niederdt.)/Johannes Jessen, Neuauf. Göttingen 1980.
- 31) Ebd., S. 7.
- 32) Heinrich Hoffmann: *De Saarbrigger Schdruuwelpeeder*, in *Saarbrigger Bladd verdsählt von Braune Eedidd*, Saarbrücken 1984; ders.: *Dä Kowelenser Schdruuwelpeeder*. Lusdije Geschesche on drollije Belder, in *dä Kowelenser Sproch übertrinn von Dugder Igs*, Koblenz 1984; ders.: *Dä Tri'rer Sdruwelpeeder ön där Tri'rer Sproach* von Maria-Anna Müller, Trier 1984.

- 33) Wilhelm Busch: *Max und Moritz in Saarbrücker Platt*. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen in Saarbrücker Platt nachgedichtet von Edith Braun, Saarbrücken 1983; ders.: *Maks en Moorits* Soowen Boofstreeken, ins Sylterfriesische übersetzt von Anna Gantzel, Bredstedt 1980; ders.: *Maks an Moorits*. Soowen jungensetöoge, in Mooringer Mundart übersetzt von Nils R. Marcusen; ders.: *Maks an Moorits*. Söowen Fülkhaiden, Vorwort u. ins Amrumer Friesisch übersetzt von Jens Quedens; ders.: *Max ond Moritz*. A Buaba-Gschicht en siiba Schdroech, ens schwäbische iberdraaga vom Michael Spohn, Fellbach 1982; ders.: *Max un Moritz op Kölsch*. Sibbe Bilder-Verzällcher voll vun Lotterboverei, för uns kölsche Pänz nohverzällt von Gaby Amm, Köln 1984; ders.: *Max un Moritz op Platt*. 7 Billergeschichten vuller dumm Tüüch för uns Gören vertellt, Plattdüüsch navertellt von Paul Hennings, Hamburg 1983; ders.: *Max und Moritz in deutschen Dialekten*. Acht deutsche Dialekte von den Übersetzern gesprochen, 2 Kassetten (160 Min.), Hamburg: Buske 1982.
- 34) Vgl. K. J. Mattheier, a. a. O., S. 171; siehe auch Heinrich Leippe: „... wie uns der Schnabel gewachsen ist: Deutsche Dialekte“ (1–2), in: *Zeit-Magazin* 50 (1977) S. 30ff. u. 51 (1977) S. 34ff.
- 35) Vgl. Anne Pauwels: „Neue Funktionen des Dialekts in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich“, in: *Tendenzwende*. Aspekte des Kulturwandels der Siebziger Jahre, Hrsg. David Roberts, Frankfurt a. M. 1984; siehe auch die umfassende Darstellung von Josef Berlinger: *Das zeitgenössische deutsche Dialektgedicht*. Zur Theorie und Praxis der deutschsprachigen Dialektlyrik 1950–1980, Frankfurt a. M./Bern/New York 1983.
- 36) Alfred Gulden: „Gedichte aus Saarlouis“, in: *Akzente* 23 (1976) S. 158–160.
- 37) A. Gulden, a. a. O., S. 159.
- 38) Vgl. Fitzgerald Kusz: „Poetisch, linguistisch, sozialkritisch“, in: *Akzente* 23 (1976) S. 139–143.
- 39) F. Kusz, a. a. O., S. 141.
- 40) Ebd., S. 142.
- 41) Ebd., S. 143.
- 42) Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*. Logisch-philosophische Abhandlung (1921), Frankfurt a. M. 1963, 5.6 (S. 89).
- 43) *Warum im Dialekt?* Interviews mit zeitgenössischen Autoren, hrsg. v. G. W. Baur u. H.-R. Fluck, Bern u. München 1976, S. 94–111: „Fitzgerald Kusz“, S. 108.
- 44) F. Kusz, a. a. O., S. 143.
- 45) Franz Xaver Kroetz: *Oberösterreich, Dolomitenstadt Lienz, Maria Magdalena, Münchner Kindl*, Frankfurt a. M. 1972, S. 7–42: „Oberösterreich“, hier III, 1 (S. 30f.).
- 46) F. X. Kroetz, a. a. O., S. 9.
- 47) Aleya Ezzat Ayad: *Sprachschichtung und Sprachmischung in der deutschen Literatur und das Problem ihrer Übersetzung*, Freiburg i. Br., Phil. Diss. 1980, S. 149.
- 48) Herbert Achternbusch: *Die Alexanderschlacht* (1971), 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1981, S. 14ff.

MUNDARTLITERATUR

Mundartliteratur zu machen, ist nicht einfach. Ohne die theoretischen Ausführungen des ersten Abschnitts ergänzen oder vertiefen zu wollen, möchte ich Ihrem Nachdenken zwei Bemerkungen anheimstellen.

Mundart als gesprochene Sprache besitzt keine eigene (normierte) Schreibung wie die Standardsprache. Jeder Mundartautor kennt die Probleme, die sich daraus ergeben, und versucht, sie auf die eine oder andere Weise zu lösen. Eine genaue Verschriftung wäre in einer wissenschaftlichen Lautschrift möglich. Aber die Frage, ob dies, wenigstens für Mundartautoren, auch zu wünschen sei, ist des Nachdenkens durchaus wert. Normierte Schreibung schränkt die Kreativität auf seiten des Autors und die „Herausforderung“ auf seiten des Lesers ein. Ein Großteil der Wirkung von H. C. Artmanns *med ana schwoazzn dintn* beruhte darauf, daß die „verfremdende“ Wiedergabe in den Buchstaben des Schriftsprachealphabets selbst dem „gelerntesten“ Wiener Schwierigkeiten bereitete. Gesprochene Mundart besitzt eine hohe sinnliche Qualität, und der Reiz der Ver-Schriftung besteht auch im Spiel mit diesen Qualitäten. Deshalb kann der Autor bereits auf dieser Ebene seine Individualität voller zum Ausdruck bringen.

Die Klage, daß die Mundart ausstirbt, ist so alt wie die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr. Inzwischen setzt sich die Einsicht durch, daß sich die Mundarten nicht auflösen, sondern einen Funktionswandel durchmachen. Die durch das Vordringen der Standardsprache „freigewordenen“ mundartlichen Formen verschwinden nicht, sondern sind für andere Zusammenhänge und zu anderen Zwecken weiterhin in Gebrauch. Hier liegt eine Chance der Mundartliteratur: In diesen Prozeß bestimmend einzugreifen, indem sie – literarisch – Verwendungsweisen und Funktionen der Mundart aufzeigt und vorführt. Diese reichen von regionalen Themen, von der Kritik bis zur Formulierung individueller Betroffenheit, die in einer eher auf Allgemeines angelegten Sprachform so vielleicht nicht formuliert werden kann.

Wir waren der Meinung, daß nicht nur *über* Mundart geredet werden, sondern sie selbst auch *zu Wort kommen* sollte. In der Regel lebt Mundartliteratur als gesprochene Sprache. Wir möchten deshalb die Leser der folgenden Texte darauf hinweisen, daß einige der Autoren Schallplatten veröffentlicht haben, man also einige der hier gedruckten Texte auch (an)hören kann. Hinweise auf die Veröffentlichungen finden Sie in den biographischen Angaben. Den Texten in uns nicht so vertrauten Mundarten wurden hochsprachliche Übersetzungen beigegeben; diese stammen durchweg von den Autoren selbst.

Sylvie Reff (Ringendorf/Elsaß)

SALDAADE

Tsérschd à glaines kernel on noh à grosser baum
tsérschd à glaines drèpfél on noh à grosser mann
mèt de schdèrn én de schdèrne méd de fiess ém diefe méér
us dem glaine drèpfel, bésch du gewachse, min kénd

Ref: denn à paar bobbe schbiele saldaadeliss
sie han à saawel én de hand
min kénd wennd'schiesch, gàb aart, schiess nét of misch,
d'lieb ésch feschedèggèlt éweral

On wenn d'ämohl fetsvifle düesch
fer was d'welt wenn mer se fegässe müess
tsénd à fiirel aan on bédracht's on dèng
én de naacht esch's schén à mensch tse sén

On wenn d'à mohl so drürisch bésch
dass d'néhmé waisch wo ahne géhn
dèng an d'frait wie-ich tsèlle nacht hab khèt
wi-d fer's éérsche mohl à mensch hesch wèlle sén.

SOLDATEN

Zuerst ein kleines Kernchen, und dann ein grosser Baum,
zuerst ein kleines Tröpfchen, und dann ein grosser Mann,
mit der Stirn in den Sternen, mit den Füßen im tiefen Meer,
aus dem kleinen kleinen Kernchen, wie bist zu gewachsen, mein Kind.

Ref: Denn ein Paar Puppen spielen Soldat,
sie haben einen Säbel in der Hand,
mein Kind, wenn du schiesst, gebe Acht,
schiesse nicht auf mich, denn überall
ist die Liebe versteckt.

Und wenn du einmal verzweifelst,
wofür ist die Welt, da mann sie vergessen muss,
zünde ein Feuer an, betrachte es und denke,
in der Nacht ist es schön, ein Mensch zu sein.

Und wenn du einmal so traurig wirst,
dass du nicht mehr weisst wohin gehen,
denke an meine Freude jene Nacht,
wo du für das erste mal ein Mensch werden wolltest.

EIGENTLICH

Ref: Eigentlich, bèn ich fér dés geboore ...
Ich géh fort schaffe ém frésche morije
on main endli hit bassiert's, no word de daj langsam ferdorwe,
er hèt mich bloos an de oowe gfiert
on ich séts an de tipmaschin
on tip min ganze lààwe nin
on d'blüeme sénge ganz schdèll on schdomm
schon wéder hondert joohr erom
schon wéder à menschelààwe rom

De daaj esch schwàr on d'woche fleije
on s'herts bliit lààr dor géht fiil nin
d'draim dé müess i tsamme beije
schonsch géhn se nét én tip maschin
on d'blüeme sénge ... etc ...

D'lieb dé géht of on düed febleije
morije soll's schén wèdder gàn
sie han à neijer griisch gemàlt
on ich suech èbs wo nie düed leije
on ich séts an de naajmaschin
on schdàb min ganze lààwe nin
on blüeme ...

Ch'hab nie mét jémand kènne réschdi rède
mer fénd nét émmèr d'wèrder detsüe
fer dés wo ier geboore sèn
ésch kèn wort hoch on dief genüe
on ich séts an de bèlmaschin
on drégg min ganze lààwe nin
on blüeme ...

EIGENTLICH

Eigentlich bin ich für das geboren . . .
Im frischen Morgen gehe ich auf die Arbeit,
und denke, heute wird es endlich passieren,
dann wird der Tag langsam verdorben,
er hat mich nur an den Abend geführt,
und ich sitze an der Tippmaschine
und tippe mein ganzes Leben hinein,
und die Blumen singen ganz still und stumm,
schon wieder hundert Jahre herum.

Der Tag ist schwer und die Wochen fliegen,
und leer bleibt das Herz, wenn auch viel hinein geht,
meine Träume muss ich zusammenbiegen,
sonst gehen sie nicht in die Tippmaschine,
und die Blumen singen ganz still und stumm
schon wieder hundert Jahre herum.

Die Liebe, die geht auf und verblüht,
Morgen soll es schönes Wetter geben,
sie haben einen neuen Krieg gemeldet,
und ich suche etwas das nie lügt,
und sitze an der Nähmaschine
und steppe mein ganzes Leben hinein,
und die Blumen singen ganz still und stumm
schon wieder hundert Jahre herum.

Ich konnte nie mit jemanden richtig sprechen,
man findet auch nicht immer die Worte dazu.
Für das, wofür wir geboren sind,
ist sowieso kein Wort hoch und tief genug.
Und ich sitze an der Bügelmaschine
und bügle mein ganzes Leben hinein,
und die Blumen singen ganz still und stumm
schon wieder hundert Jahre herum
Wofür bin ich eigentlich geboren?

Hans Walter Lorang (Dillingen)

EBBES VAZEHLEN

Eich wéll Auch ebbes vazehlen
Net vill, nuar ditt unn datt
Eich wéll Auch ebbes vazehlen
Unn eich schwätzen met Auch Platt

Platt schwätzen es scheen
Obwohl vill Leit et net vastehn
Odda net vastehn wollen

Awwa vowatt sollen mia óus dann vastoppen
Eich lossen meich léiwa vakloppen
Awwa Platt gefft geschwätzt

Eich wéll Auch ebbes vazehlen
Eich hann Auch watt ze saan
Steckelcha aus meinem Leewen
Die gehn aach Auch watt aan

Wie wéllschde dann sonscht äänem vazehlen
Watt foar Komma unn Sorjen Deich quälen
Als off Platt?

Wie wéllschde Deinen Kläänen dann saan
Watt mia so als Rotzaten getriew hann
Wenn De Hochdeitsch met em schwätscht?

Eich wéll Auch ebbes vazehlen
Net vill, nuar ditt unn datt
Eich wéll Auch ebbes vazehlen
Unn eich schwätzen met Auch Platt

De brauchscht Deich wirklich net ze schaamen
Aach wenn et a gefft die et net gäär heeren maanen
Die senn et net da wert!

Mia senn net mehr unn net wenija
Als die annan aach
Mia schaffen óusa Äärwet Daach foar Daach
Unn datt off Platt

Wenn De wääscht
Wenn De wääscht
Wenn De wääscht watt datt hääsch!

Musik: Hans Walter Lorang

DE HÉTT

Naats génn eich von Da wach
Dann heeren eich Deich grommeln
Da érscht ganz dussma
Unn ganz weit wech

Unn dann fänkschde aan ze hóuschden
Ganz déif von onnen roff
Da érscht mòòl héi unn dòò
Dann dekka

Unn dann bréllaschde los
Schreihschde alles nidde
Heer off, heer off
De Ohren dóun ma weh

Unn dann sinn eich Deich
Da Himmel es ganz hell
Unn a ziddat so
Et schuddat en
Unn dann spautschde Feia
Aus allen Knopplächen
Sprétzt et raus
Nò allen Seiten

Unn dann dämmschde
Iwwa all geela Newwel
Unn hénnen draan not Feia
Wie én da Hell

Unn dann béschde off äämòòl stéll
Als ob iwwahaupt neischt geween wär
Nuar héi unn dòò gluußt et noch
Wie et ewich Lichtchin am Altar

Unn dann haschdet óus nommò gewies
Dat Dau noch dòò béscht
Dat ma Deich vaméssen gätten
Deich
Ousa Hétt

AWWA NET FOAR ÓUS

Lòò hénnen em Wald
Dòò sémma gestrohmat
Dau bescht von da ään Seit komm
Eich von da anna
Unn én da Métt
Dòò woar de Grenz
Awwa nét foar óus

En de Wiesen, én de Stécka
Dòò hamma gespillt
Vastoppzich unn Reiwa-Schandarm
Mòòl héi unn mòòl dòò
Unn irjentwo
Dòò woar de Grenz
Awwa nét foar ous

Mia hann Deutsch gelehrt
Unn Dia Franzeesisch
De Mess haschde gedéint beim Abbé
Eich bei em Häär
Da Seigneur woar welsch
Da Herrgott deutsch
Awwa net foar óus

Ous hann se vazehlt
Vom Alten Fritz seinen Preissen
Unn Auch vom Napoleum
Unn seinen Franzosen
Unn datt datt schon
Zwo Velka sénn
Awwa nét foar óus

Die off da anna Seit
Die wären nét sauwa
Die wollten émma nuar änt:
Ous nidda machen
Unn die annan
Die wären alles schold
Awwa nét foar óus

Lòò hénnen ém Wald
Dòò hann se geschoss
Dia sénn von da ään Seit komm
Mia von da anna
Unn én da Métt
Dòò woar de Grenz
Awwa nét foar óus

En de Wiesen, én de Stécka
Dòò spilln óusa Kénna
Vastoppzich unn Reiwa-Schandarm
Mòòl héi unn mòòl dòò
Unn irjentwo
Dòò es de Grenz
Awwa nét foar séi
Awwa nét foar óus

Musik: Alfons Sibille

Robert Steffen (Schieren/Luxemburg)

ELISE

Text & Musik: Robert Steffen

Elise, Elise, meng Léift
Elise, Elise, mäin Häerz

Du schwäärms mer voam Ludwig van
Heen hätt der ee Ligd geschriwwen
Mengs de dann, ech wir blann
Watt hoat der matenee gedriwwen

Du schwätz mer voam Ludwig van
Voa mir schwätz de ni
An ee Johann Wolfgang
Mengt, de Ludwig wir e Genie

Du erzeels mer, de Ludwig van
Hätt souvill am Leewe gelidden
Als Genie gouf hee ganz verkannt
Mä dora si mer nik verschidden

Dëst Ligd hei as eleng fir dech
Ech maache wat ech kann
Kuck meng Léift, hei sin ech
Ma Schluss mam Ludwig van

Übersetzung: Robert Steffen

Elise, Elise, meine Liebe
Elise, Elise, mein Herz

Du schwärmst von Ludwig van
Er hätte dir ein Lied geschrieben
Meinst du denn, ich wär blind
Was habt ihr zusammen getrieben

Du sprichst zu mir von Ludwig van
Von mir sprichst du nie
Und ein Johann Wolfgang
meint, Ludwig wär ein Genie

Du erzählst mir, Ludwig van
Hätte soviel im Leben gelitten
Als Genie wurde er völlig verkannt
Doch darin sind wir nicht verschieden

Dieses Lied ist allein für dich
Ich tue was ich kann
Sieh meine Liebe, hier bin ich
Mach Schluss mit Ludwig van

LIGD IWWERT EEN DOREF

Text & Musik: Robert Steffen

Een Doref dat nennen se hei Stad
Jo ech kommen aus dem Eislek
Hei freet kee sech firwat
Well mam Äntweren as et nik déck

D'Doref läit an den Hiwwelen
Nennt sich Hauptstadt voan den Ardennen
Fir d'Laach dovoan auszekniwwelen
Muss een d'Landkoart scho gutt kennen

Ee Schlass waacht iwwert den Dall
Wou eng kleng Baach sech dréint a kéiert
Erwoart do näischt ausser Foussball
Soss gës de gaanz béis erféiert

Grouss zwësch den Hiwwele gestreckt
Idyllisch keent een dozou soen
Wéi een Tourist deen et am Summer entdeckt
Wann en no Süde fiirt ouni ze froen

Da schlof wegder, mäi léift Kënn
An otem an, déif a fräi
D'Weltenn as nach nik fir geschwënn
A wann, wat wir schon s derbäi

LIED ÜBER EIN DORF

Uebersetzung: Robert Steffen

Ein Dorf, das nennen sie hier Stadt
Ja, ich komme aus dem Oesling
Hier fragt sich niemand warum
Denn mit dem Antworten ist das so'ne Sache

Das Dorf liegt in den Hügeln
Nennt sich Hauptstadt der Ardennen
Um seine Lage auszuklügeln
Muss man die Landkarte schon gut kennen

Ein Schloss wacht über das Tal
Wo ein Bächlein sich dreht und windet
Erwarte da nichts ausser Fussball
Sonst wirst du ganz schön erschreckt

Gross zwischen den Hügeln gestreckt
Idyllisch könnte man dazu sagen
Wie ein Tourist, der es im Sommer entdeckt
Wenn er nach Süden fährt ohne zu fragen

Dann schlaf weiter, mein liebes Kind
Und atem ein, tief und frei
Das Weltende ist noch nicht für bald
Und wenn, was wäre schon dabei

Owes as et en kleng Gesterstad
Da sëtzen s'all bäim Fernseh
Heiansdo hoat een déi Rou sou sat
Wéi de ville Schnéi an de Reen

Déi Stëll as schon s agefror
D'Welt dréint wegder hir Ronnen
Am Basket hoa mer rëm verlor
Mä am Foussball gewonnen

Eng Wiirtschaft mécht viroan zwelef zou
De Wiirt leng an der egdler Stuff
De gaanzen Owend hat hee seng Rou
'T hoat mol kengem seng Fra oagerouf

Geännert hoat sich hei nik vill
'T as alles nach méi doudig
Hei sti vill Bänken a Still
Hei sëtzt dich, schlof a rou dich

A wann s d'och hei héiers kee Motor
Ausser dem Kaméidi voan de Fabréccken
Hei schingen s'all Roboter
Déi nëmme Fernsehknepcher drécken

A wann ech mat dësem Ligd wëll stëppelen
Da well dat säi Groond hoat
Well wann ech owes duurch d'Doref trëppelen
Deen eenzige sin, deen de Sandmännche vergeess hoat

Abends ist es eine kleine Geisterstadt
Dann sitzen alle vorm Fernseher
Ab und zu hat man diese Ruhe so satt
Wie den vielen Schnee und den Regen

Diese Stille ist schon eingefroren
Die Welt dreht weiter ihre Runden
Im Basket haben wir wieder verloren
Aber im Fussball gewonnen

Eine Kneipe schliesst vor zwölf
Der Wirt allein in der leeren Stube
Den ganzen Abend hatte er seine Ruhe
Nicht mal einem seine Frau hat angerufen

Geändert hat sich hier nicht viel
Alles ist bloss noch toter
Hier stehen viele leere Bänke und Stühle
Hier setz dich, schlaf und ruh dich

Und wenn du auch hier keinen Motor hörst
Ausser dem Lärm der Fabriken
Hier scheinen alle Roboter zu sein
Die nur Fernseherknöpfe drücken

Und wenn ich mit diesem Lied sticheln will
Dann hat das seinen Grund
Denn wenn ich abends durch das Dorf apaziere
Bin ich der einzige, den das Sandmännchen vergessen hat

Theo Recktenwald (Marpingen)

FÄIEROWEND

Edd es Fäierowend

Die Berchläid senn froh, dad 'se ihr Goon ä'jowe hann
onn eile zum Schacht off'd Licht loss.
Off'm Aisewerk sorschd die Werkssiren defor,
daß die Hiddeläid edd Häämgehn nedd verhubble.

Edd es Fäierowend

Off'm Amt genn sogar verschloofene Beamte monder.
Emm Mourer fällt die Kell ous d'e Hand
on'm Schulmeischder – die Kräid.
Aach die Schoolkenner hann ihr Milch genn
onn senn froh, daß die Schell gedd fa hääm s'gehn.

Fäierowend

All Läid hann itzde ihr Ruh.

All?

Irjendemmand es doch doo noch am rouwerge - - -

„Hee Sie!

Fawadd mache Sie dann kä Fäierowend?“

„Äich kann nedd . . .“

„Wieso?“

„Ei, äich ben nor Housfrau.“

Uus scheen Fammillieläwe

Dir Kenner, die Oma had geschrieb ous'm Alderschheim, riefd die Modder, se gridd ä Daach Urlaub, onn gärrus gäre die nägchd Woch besuche, se dirfd sogar iwwer Naachd bläiwe. Jetzd well se wesse, an weelem Daach ädd uus rechd wär. Mir mirre uus dann äbissjä med ihr befasse. Dir wesse jo, dass nimmi ganz kabiddelfeschd ess onn ihr Ruuh brouch, medd Fernsehen ess an däm OOWed näichd drenn. Jetzd hehre off se moule dir Kenner, der Daach wärd jo aach noch ä'remm gehn.

Am Mändaach brouch se jerefalls nedd se komme, doo ess doch ä Krimi am Fernseh, sääd dä Georch. Onn am Dinschdach kemmd jo die Fordsetzung vonn der amerikanischen Serie, männd dad Äldsched vonn de Määd, wie wär's dann am Meddwoch?

Emm's Goddes Welle, doo giffd doch dadd Fußballspill iwwertraa, dä Vadder gädd uus leffdä.

Wenn joo am Donnerschdach nedd die scheen Quizsendung käm, häddse jo an däm Daach kenne komme. Onn wadd es am Fräidach, fräd die Modder? Doo bringe se doch dene Film vomm ledschde Griech, däne well doch dä Vadder enn jerem Fall siehn. Dann welle mir awwer aach am Samschdach die groß Rocksendung lue, rufe die Kenner äänstemmich. Am beschde käm die Oma am Sonndach, doo bringe se sowieso näichd Indress-andes am Fernseh, als wie Polidigg onn lo langwäilijä Nadurfilme medd Vieh onn so, sääd edd Hedwich.

Dir wesse doch, fihrd die Modder dāzwesche, daß am Sonndach uurer
Älschder de Alfried medd sāiner Fraau kemmd, farrus ihr nou Vidio vorsefieh-
re, er well noch ä spannender Film meddbrenge.

Dann wārd's am beschde senn, wemmer die Oma enn de Summerferie ennlare,
dann ess am Fernsehn nedd so vill loß, männd dä Alwis. Awwer bis dordhinn
solle mir doch schonn ädd Kabelfernsehen hann, wo mir schonn so lang droff
waarde. Au dad ess klasse, dann kenne mir stigger 20 verschiedene Sender
grien, onn kenne nachd's dorschugge, wie die Amerikaner; medd dä Oma ess
dann sowieso näichd mie drenn, sääd edd Ällsjä.

Do männd de Guschdav, am beschde rufe mir die Oma aan, se bräichd nedd se
komme, mir käme ä'mol bäi Geläehääd end Alderschheim. Do hadd die ganz
Fammillich offgeodmäd, onn dadd Glänschd vonn de Kenner sääd, gelle
Modder, wenn die Oma kääm, dann wär uus scheen Familieläwe gesteert.

Manfred Neutzling (Überherrn)

ÖM GAAU

Aich wahren lej,
mai Nöba wahnt löò.
Ma wahren richt riwwa
grad iwwa de Gaß.
Ma breichen kån Heck,
kån Graawen, kån Zaun,
mia se gudd draan:
Uus Grenz es de Schdròòß.

De Finnschdan louen niwwa,
de Finschdan louen riwwa.
Ma louen uus en de Stuff
òn louen uus en de Auwen.
Ma breichen kån Heck,
kån Graawen, kån Zaun,
mia se gudd draan:
Uus Grenz es de Schdròòß.

Ma stehn off da Gaß
ze schpròòchen, ze maajen.
Aich saan: „Bess mòamòà“
da Piäa rouft: „Salü!“
Ma breichten kån Heck,
kån Graawen, kån Zaun,
mia se domm draan:
Uus Schdròòß es de Grenz.

ÒM GÄÄREN

Als Kend
de Bään ausnanna
bei da Mammen
òm Gäären.
Däck
hann aich
so gehuckt
warem on waich
de Kopp
an de Broschd
gelaad
de Aamen
om de Hals
de Auwen
zou.
Fällen gelöss
ganz dejf
en maich
en daich
Mammen.
Kään Ängschda mee
kään Lääd
alles wòa gudd
òn alles
vagess.

Gertrud Schwöbel (Bliesransbach)

MEIN SCHAFFEREI!

Schaffe, schaffe, Häusle baue
un nit noh was onnrem schau
awwer das isch long nit alles
monschnol hohlt mar sich de Dalles.

Leit mar so met Ruh em Bett
denkt mar on vieles, mar hat jo die Freck.
Von morjens bis owens muß mar sunscht schaffe
jetzt kommar die Gedonge im Zeitlupetempo raffe.

De Wecker rappelt, die Kinn were geweckt
schnell en die Kleeder un de Disch gedeckt.
Kaffee gekocht un die Brote geschmiert
do muß was her, mir sitze um de Disch se viert.

Jetzt sinn die Kinn en die Schul um ebbes se leere
em Haus ischs ruhich mar kann e Stecknodel falle here.
De Monn isch schon long uf die Schicht
es hescht jetzt schnell schaffe das isch nit immer e Gedicht.

Die Bette gemacht, de Staab verdrängt
die Wesch gewescht un schließlich uffgehängt
mein Gott jetzt reents, isch das e Huddel
die Wesch widder erenn, isch das e Geschmuddel.

Enkafé muß mar a um dann die Neißkete se erfahre
die Preise steije, wie kamar do noch spaare?

Schnell hemm jetzt, uns Esse en de Top
wenn die Hungrische hemmkumme die fresse mar noch die Hor vom Kopp.
Se erscht werd geknatscht doch dann falle se iwwers Gekochte her
denn werds ruhich un die Dippe sinn ens zwei drei leer.

Om Nomidda werre Aufgawe gemacht o Graus
mar kind menne enner sticht em onnere met em Filler die Aue aus.
In der Zeit dun ich bichle oder stobbe
ich muß jo uffpasse daß se sich nit verklappe.

Hinnerher sit das alles so friedlich us
besonnertscht donn wenn se sinn zum Spiel usem Hus.
Friedlich hann ich gesad; de erscht kimmt hemm un had es Knie uffgeplotzt
de zwet hat se gefaßt un jetzt die Aue gonz verrotzt.

In der Zwischezeit kann ich monschmol sogar meije gehn
das kann mein Monn gar nit verstehn
ich son mir so das delsche dar enn
wenn mei Menner entrudle bische sicher dehemm.

Um 6 Uhr gids Nachtesse far mei vier Männer
ohne Hunger kommt do jo kenner.
Mein Monn kimmt von der Arwet un will was Warmes
die Jungs sin so dreckich die erscheine schon barwes.
All vereint um de Disch met großem Hallo
do koch ich ger zweimol am Dah, das macht mich froh.

Es isch jetzt Feierowend, die schenschde Stunne beginne
die Kinn gucke Fernseh, se sinn em Sessel kaum noch se finne.
Die Arwet isch gedohn se sinn all sefriede,
morje gehts weiter, von viel Arwet se schwetze werr ich mich hiede.

Pierre André (Strasbourg/Elsaß)

SCHOFFEN! S'GLICK VAM -N OOLTE NAAGELSCHMIDD

S'Lèewen èn mim Doaf isch èenfoch.
De Litt stéhn uff wenn de Sunn
eruss kimmt, doat iwa Saabricken,
wu se sich de Kopp gewéscht hott
èn da Saa'.

Se géhn èn s'Bett wenn de Sunn am
Oowed, gèje Metz zuu, de
„Luwlaa-Béaich“ enab rollt fa
sich èn da Moosel de Fiess ze
wéschen.

E'n olta Monn un sinn olta Huund
honn nie èbbes onnasch gewisst.
De goonze Daa, van Moajèd's Frieih
bis Oowed's Späat, liift da Filax
èm Holzradd un gitt 'm
Bloosbolliken, dicke schwaaze Bocken!

De goonze Daa steht da
Monn èn da Buddik un haut uff's Iisen.
De Stong isch root. De Funken
spritzen. Da Bodden brennt. Da Naagel
kimmt, langsam. Kantich zugeschlaa.
Un aa spitz. E langa Naagel mèt brèèdem Kopp.

Kèna glicht'm onnan. Jéda hott de
Köapa long gezooh uff'm Amboss
léijen. Da Schlaa vam Mèeschda
féllt haát un sicha. Da Kopp wiat
oowen druff gehau, èn da Buddik van
da Hinnagoss!

De Buddik féijt diefa wi de Goss.
Ma muss 3 Drèppen e nab géhn fa
èn die „Höell“ ze kummen, wu da
Schmidd èm Dunklen schofft.
Kènn Schild séét: „Attention
aux marches! Achtung, Staffeln!“
Duaich e klèèn Loch gèje de Gaate
zu, wu ma schlècht Finschda nènne
kunn, kimm graad e bisschinn Sunn
erènn fa as da Huund nitt gonz
blind wiat!

S'isch Midda.
De Kènn kummen uss da Schuul.
Buuwen un Mädlann bliewen jéden
Daa uff'm Hèmm-wéich, an da Dia
van da Buddik stehn. Sie luun'm
oolte Monn zu wie èa s'lisen
èn's Schwingen bringt. Wie da
Filax mè de 4 Toopen, s'Radd
zum Drèijen bringt.

Uff da Iisebahnstréck bruust da
Schnèllzuch duaich.
Pariss-Frankfuat. D'Lokomotif
sputzt Fia, Doomp un Funken. Da
Wéich isch witt . . .

Awa de Kènn luun liewa èn de
„Höell“ wie die glèènen
Stèanchia vam Amboss féllen un uff
m' Bodden Fongges spielen!

Sie gängte viel liewa mèt'm
Mèèschda un'm Filax am Samschdaa
èn de Saa' fa die Näägel ze
vakääfen.

Da Naagelschmidd, e suwwa Klèèd
ann, e Stècken èn da Hoond un
2 klèene Sèeck mit nouwe'n Näägel
uff da Ochsel, èena uff da
Bruscht un èena uff'm Buckel.
E paa' Kilos schwèa!
Un hènne noo, da Filax.

Doat géhn se duaïch de Woold ...
langsaam un nitt wénlich stolz ...
E Wuch geschofft, Un e Daa fa die
Waa' abzeliwann, èn Luttaboch,
Nikloos, Ludwilla udda Groosrosslann.
Iia wèese'n wie's geht. E Glass
Bia, e Schnaps. Aa noch 2. Fa woss
aa nitt! Un èn da Naacht fiat se
da Schutzengel van de Naagelschmidd
widde Hèm, èn's Lothringen ...!

So hann se geschofft vua 50 Joa'h,
da Filax un da Mèèschda.

Georg Fox (Püttlingen-Köllerbach)

E GRUWELAMB

Haschde kā Gruwelamb?
Kanschde ma kāän besorsche?
Isch breischd äni zum Vaschengke.

E Gruwelamb?
Die vaschengkd ma nidd.
Weil dò imma noch bisje Angschd
draan babbd.

INNVLADUNG

Mir feire naggschd Wuch
mei Geburdsdaach.
Wannde willschd,
kannschde kumme.
De muschd awa nidd.
Inngelaad werd nidd!
War kummd, der kummd,
war nidd kummd,
brauch nidd se kumme.
Dar brauch awwa aach nidd
se gehn, wanna nidd kummd.
Unn aans noch, merg dass:
Inngeladd werd nidd!

Kummschde?

E GUDDA LEHRA

Seng hadda uns genn
unn Kläbb hamma kridd,
wamma nidd parierd hann.
Awwa gelehrd hamma ebbes beim.
Unn Rotz unn Wassa hamma geheild,
wie de Sarsch runngelaß genn iss
unn wie äna vumm Amd gesaad hadd:
„Ein treues Lehrerherz
und zwei nimmermüde Hände
haben aufgehört
zu schlagen!“

Friedrich Ebert (Wadern)

DE GRUWENBÒON

Dief unnen uss em Saardaal ruff
schafft se sich durch de Wald.
Et gett jetz immà meh berchnuff,
se dòmpt unn gift nit kalt.
Schwäää diit se sich, de Zuuchmaschinn,
frißt Kollen druff unn druff.
De Wään, die mussen noch bis owwen hin.
Gònz láärlich teent iia Ruuf:

Ich packen't nit, ich packen't nit,
de Grumbásupp, die schmeckt mà nit.
Ich packen't nit, ich packen't nit,
de Grumbásupp, die schmackt mà nit!

Da Schwääß lááft vòòà òm Kolwen russ,
et Geschdäng, dat kläppát laut.
De Bòòn muß nuff, se muß, se muß.
Et is látscht Fuuà fò haut.
Unn uff dà Brick de Kännà schdehn,
nòò dà Zuuchmaschinn lòò lunn.
Wuuscht is se, unn se dämpt so scheen,
Se schdeent unn meet gäää ruhn.

Ich packen't nit, ich packen't nit,
de Grumbásupp, die schmackt mà nit.
Ich packen't nit, ich packen't nit,
de Grumbásupp, die schmackt mà nit!

Ball is se owwen òòn dà Gruuw.
Vòòà Frääd gònz hært se pifft.
Et schaffen awwà heeát nit uff,
weil't vill nau Ärwet gift.
En lònká Zuuch mät Kollen schwäää
muß nunnà noch änn't Daal.
Dòò bruchen se se hännähäää
fò Eisen unn fò Schdahl.

Se gift jetz vòòà de Zuuch geschbònt,
de Zuuchmaschinn, wie'n Pàrd.
Se faucht, is ussa Rònd unn Bònd,
unn zirràn diit de Erd.
Schdròmm zieht se òòn, schdròmm zieht se òòn,
De Ràrrà drähn rimm unn rimm.
Schdròmm zieht se òòn, schdròmm zieht se òòn,
unn frooà gift iia Schdimm.

Iià Piff die heeàt mà iwwaàll.
Da Zuuch lääft gònz allään.
Berchnunnà gerret jetz mät Schall
unn dreißich Kollenwään.
De Gleisà schraien laut vòòà Lascht.
De Bääm òm Dòmm sinn miid.
Se heeren awwà ànn deeà Hascht
trotzdem gònz vòòà dat Lied:

Ich hònn't gepackt, ich hònn't gepackt,
de Grumbàsupp hat gutt geschmackt.
Ich hònn't gepackt, ich hònn't gepackt,
de Grumbàsupp hat gutt geschmackt!

Äm Saardaal unnen, uff dà Hitt,
kimmt se zefrirren òòn
unn piff. – Mà hònn se all geliid,
uus gutt alt Gruuwenbòòn.

BIO-BIBLIOGRAPHISCHE HINWEISE

ULRICH AMMON. Prof. Dr., lehrt an der Universität – Gesamthochschule Duisburg. Arbeitsgebiete: Sprachsoziologie, -geographie und Dialektologie. Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule (1973); Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung (1973); Schulschwierigkeiten von Dialektsprechern (1978).

PIERRE ANDRÉ. Geb. 1926 in Oberhomburg (Ostlothringen); Studium der Sprachwissenschaft; seit 1945 bis heute im Dienst von Rundfunk und Fernsehen im Elsaß. Sprecher, Moderator und Autor von Sendungen im Funk und Fernsehen. Schreibt Kurzbeiträge in elsässischem Dialekt in den „Dernières Nouvelles d'Alsace“ und volksnahe Erzählungen derer, die einen reichen Sprachschatz und schollenverbundene Lebensgewohnheiten besitzen.

FRIEDRICH EBERT. Geb. 1933. Laborantenausbildung und -tätigkeit 1948 – 1960; 1960 – 1963 pädagogisches Studium in Darmstadt und an der Pädagogischen Hochschule Berlin; seit 1963 Lehrtätigkeit an Hauptschulen in Frankfurt/Main und Wadern. Mundartgedichte seit 1979.

GEORG FOX. Geb. 12. 7. 1949 in Saarbrücken, Konrektor an einer Saarbrücker Hauptschule (Fächer: Deutsch, Sozialkunde), kulturell engagiert im Bereich der Bildenden Kunst und der Literatur, mehrfach 1. Preisträger beim Saarländischen Mundart-Wettbewerb. Über 250 Veröffentlichungen im Jahr, u.a. in „Saarbrücker Zeitung“, „Ev. Sonntagsgruß“ (Saarbrücken); „Paulinus“ (Trier); „Licht“ (Eichstätt bei München); „Das Zeichen“ (Limburg); „Solar Plexus“ (Niedersachsen); Röser-Verlag (Karlsruhe) u.a.m.

Langspielplatte So e Sibbschaffd – Texte in Saarländischer Mundart – von und mit Georg Fox (Leico-records Nr. 8164)

VICTOR HELL. Prof. Dr., Universität Strasbourg, geb. 23. Mai 1920 in Oberdorf. Seit 1967 Direktor des Seminars für Vergleichende Literaturwissenschaft, seit 1970 Professor an der Universität Strasbourg. Im April 1985 erhielt Prof. Hell das Offizierskreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland „in Anerkennung seiner Arbeit für die Entwicklung kultureller Beziehungen zwischen den beiden Ländern.“ (Deutschland – Frankreich).

Nathan Katz. Itinéraire spirituel d'un poète alsacien (1978); *L'idée de culture* (1981).

HANS WALTER LORANG. Geb. 1945. Konrektor an der Realschule.

Lehrt Französisch und Geographie. Seit 1983 öffentliche Auftritte.

Schallplatte Ebbes vazehlen, LC 8667 HWM, Sonderauflage der EMI Electrola (F 668.892).

MAX MANGOLD. Prof. Dr., Universität Saarbrücken, Institut für Phonetik und Allgemeine Sprachwissenschaft.

Sprachwissenschaft (1973); Duden-Aussprache-Wörterbuch (1974); Saarbrücker Wörterbuch (1984, mit Edith Braun).

MANFRED NEUTZLING. Jahrgang 1935, geboren und aufgewachsen in Saarbrücken. Im ersten Beruf graduerter Ingenieur für Vermessungswesen, dann Lehrer an einer Grund- und Hauptschule. Beschäftigung mit Kunstgeschichte und lokalhistorischen Studien. Mundartgedichte seit 1980; Preisträger (1982, 1983 und 1984) bei den Mundartwettbewerben der Saar Bank und des Saarländischen Rundfunks.

THEO RECKTENWALD. Verwaltungsangestellter, befaßt sich seit 12 Jahren speziell mit der Marpinger Mundart.

SYLVIE REFF. Lehrerin und Liedermacherin. Lebt in Ringendorf im Elsaß. Schallplatte: Lâwesfür, EMA 7804, Schiltigheim.

GERTRUD SCHWÖBEL. 40 Jahre alt, Hausfrau. „Bis vor einem halben Jahr war mein Tagesablauf wie in meinem Bericht „Mein Schafferei“ geschildert.“

GERHARD STEBNER. Geb. 26. Januar 1928 in Neustettin, Pommern; Studium der Anglistik, Germanistik und Philosophie in Mainz und Marburg; wissenschaftlicher Bibliothekar in Saarbrücken, Universitätsbibliothek; seit 1958 zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften, Sammelbänden usw.; seit 1970: Hörspiel, Kurzprosa, Lyrik: Epidemie (1976), Aneinander vorbei/ Texte (München: Relief-Eilers 1978), Hörbeispiele: IN(DUST)RY/LEB WOHL . . . (Dudweiler: AQ-Tonkassette 1984), Giftgrün/Gedichte, Mithrsg. (St. Ingbert: Röhrig 1984); seit 1977 Lektorat der Saarländischen Reihe und der Saarbrücker Literaturwerkstatt, 1. 1979 ff.

ROBERT STEFFEN

* 30. Oktober 1952 in Wiltz (Luxemburg). Gymnasium in Diekirch. Studium der Germanistik und Romanistik in Luxemburg und Trier. Lehrer. Wird auch „Gollo“ genannt.

1973 erste Veröffentlichungen im „lochness“-Kollektiv. Danach in verschiedenen Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien in Luxemburg, Deutschland, Österreich, Jugoslawien, Indien.

Ab 1971 auch als Musiker in verschiedenen Bands und als Solist tätig.

Auftritte in Luxemburg, Deutschland, Frankreich und Belgien.

1979 Organisator der „kunstflug“-Kulturwoche in Nörtringen (Luxemburg).

BIBLIOGRAPHIE:

die eitelkeit des liebesgedichts, Luxemburg 1978

der himmel auf erden. SF aus Luxemburg (Hrsg.), Luxemburg 1979

Anthologien im lochness-Verlag 1973, Heyne-Verlag 1978, atelier-Verlag

1981, Goldmann-Verlag 1983-1984,

Binsfeld-Verlag 1984, Verlag der Autoren 1984

Discographie:

Dem Fiïsschen säi Fest, 1979, Versch. Künstler, LP

Robert Stephen Bände: Getting bored/I'm only a songwriter, Single, 1979

Robert Stephen Bänd: Du meist lo ufänken, LP, 1980

Walter Liederschmitt: Ich hab's gewagt, LP, 1981

Robert Stephen Bänd: Ka komme wat wëllt, LP, 1984

Muselfränkisch ouni Grenzen, Versch. Künstler, LP, 1984

Walter Liederschmitt/Michael Thielen: Musellännisch Leeder, LP, 1984

Robert Stephen Bänd: Keng Relatiounen, LP, 1985 (in Vorb.)

SAARBRÜCKEN-METZ. EIN JAHRZEHNT ZUSAMMENARBEIT DER
HISTORISCHEN INSTITUTE DER UNIVERSITÄTEN METZ UND
SAARBRÜCKEN

In den vergangenen Jahren ist ein verstärkter Ausbau der deutsch-französischen wissenschaftlichen Beziehungen zu beobachten, zu dem auch das Saarland einen herausragenden Beitrag leistet. Als Ausdruck des öffentlichen Interesses an der Intensivierung dieses Bereichs grenzüberschreitender Zusammenarbeit ist die Auszeichnung des Präsidenten der Universität Metz, Prof. Jean David, zu werten, dem der Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Nancy, Dr. W. Montag, am 13. März 1984 das ihm vom damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens verliehene Bundesverdienstkreuz 1. Kl. überreichte¹). Damit fand auch die Ausweitung der wissenschaftlichen Beziehungen – hier vor allem zu der Universität des Saarlandes – ihre verdiente Anerkennung. In der Laudatio bei der Verleihung der Auszeichnung wurde auch die Förderung des Austauschs von Hochschullehrern und Studenten und der Einrichtung von gemeinsamen Lehrveranstaltungen hervorgehoben, als Wege zur Festigung der Beziehungen, um deren Ebnung und Ausbau der Germanist Prof. David sich verdient gemacht hat.

Die vielfach mehr durch zeitabhängige Umstände als durch das spezifische Eigengewicht meist krisenhafter Konstellationen aktualisierte tagespolitische Bedeutung wirtschaftlicher Fragen für ein harmonisches Nebeneinander zweier benachbarter Völker und Staaten vermag wenigstens zum Teil die Tatsache zu erklären, daß die geisteswissenschaftliche Zusammenarbeit es nicht nur auf überregionaler Ebene schwerer hat, den ihr zukommenden Rang innerhalb des Systems zwischenstaatlicher Beziehungen im Rahmen einer längerfristige Ziele verfolgenden europäischen Politik zu behaupten, als die Kooperation im technischen Bereich, von der meist kurzfristig pragmatische und effektvolle Antworten auf die „Forderung des Tages“ erwartet werden. Noch schwieriger wird die „Wettbewerbslage“ für die abstrakten Wissenschaften, wenn das in alltäglicher Selbstverständlichkeit auf der Grundlage menschlichen Einverständnisses ständig zu beiderseitigem Nutzen sich erneuernde Nachbarschaftsverhältnis in grenznahen Gebieten – diesseits und jenseits – von wirtschaftlichen Sorgen überschattet wird, die, verständlicherweise, die Öffentlichkeit, in Erwartung konkreter Abhilfe, mit Vorrang beschäftigen. Diese Probleme, die vordergründig die Richtigkeit der Ansicht, die Wirtschaft bestimme unser Schicksal, bestätigt, lassen nicht erst heute an die materielle Existenz des einzelnen rührenden Auswirkungen unmittelbar spüren. Sie haben, wie in dem an leidvollen Erfahrungen reichen Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg, bereits im vorigen Jahrhundert mit seinen spannungsreichen und für die Bevölkerung auch leidvollen Perioden ihre soziale Destabilisierungskraft demonstriert. Es ist daher, bei sachlicher Würdigung dieses alle Lebensbereiche berührenden Tatbestandes, verständlich, daß die von der Politik nicht nur cursorisch, sondern oft auch zwangsläufig alarmierend und warnend aufgegriffenen wirtschaftlichen Besonderheiten in den Beziehungen zwischen den Teilgebieten eines industriellen Zentrums mit grenzüberschreitender ökonomischer Verflechtung nicht erst heute sowohl im Mittelpunkt tagesinformativischer

Erörterung stehen als auch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen bilden.

In der Ehrung des Metzger Universitätspräsidenten ist nicht zuletzt auch eine Anerkennung von Aktivitäten zu sehen, im saarländisch-lothringischen Problemraum einer Entwicklung entgegenzuwirken, in der es, nach Max Weber, generell nicht auszuschließen ist, daß innerhalb des ‚stahlharten Gehäuses‘ des voll entfaltenen Kapitalismus ‚mechanisierte Versteinerung‘ und dürftige Mittelmaßigkeit herrschen, während die sublimierten Kulturwerte eines wahrhaft menschlichen Daseins verkümmerten oder aber in die gesellschaftlich folgenlose und unverbindliche Privatsphäre abgedrängt werden²⁾.

Die vom damaligen Staatsoberhaupt der Bundesrepublik Deutschland demonstrativ gewürdigten wissenschaftlichen Initiativen zur Verbesserung zwischenstaatlicher Beziehungen und der auf amtlicher Ebene geführten Gespräche über weitere praktische Maßnahmen zu ihrer Vertiefung erinnern im Umfeld des verstärkten europapolitischen Engagements erneut an die Bedeutung auch der wissenschaftspolitischen Verstrebung des deutsch-französischen Verhältnisses, des Kernstücks einer europäischen Einigung³⁾. Es erscheint daher angebracht, die allgemeine Aufmerksamkeit von der nicht selten den Eindruck routinierter Hektik erweckender professioneller Geschäftigkeit „in Sachen Europa“ einmal wegzulenken und den Blick einer breiteren, Fachenge überschreitenden Öffentlichkeit auf ein Tätigkeitsfeld zu richten, auf dem die Universität des Saarlandes, zusammen mit der Universität Metz, erfolgreich seit mehr als zehn Jahren an dem Nachweis arbeitet, daß auch in Zeiten, in denen die Wirtschaft und ihre sozialen Ausstrahlungen das Gewicht ihrer Bedeutung unübersehbar zur Geltung bringen, die Geisteswissenschaften nicht zu schweigen brauchen und keine Veranlassung haben, sich, mit dem Verweis auf ihre nicht in Lohnskalen und Börsenberichten ablesbare kurzfristige Ertragslage, in stolze Zurückhaltung abdrängen zu lassen.

Eine wichtige Rolle fällt den Humanwissenschaften bei der Lösung der Aufgaben zu, die der Präsident der Universität Saarbrücken, Prof. Dr. Meiser, wie er bei der Unterzeichnung des Kooperationsvertrages zwischen der Arbeitskammer des Saarlandes und der Saarbrücker Universität am 5. April 1984 in Kirkel, in Gegenwart des Arbeitskammerpräsidenten Norbert Engel zu verstehen gab, dem „zeitgemäßen Versuch“ dieser vertraglich abgesicherten Zusammenarbeit einer Universität mit einem außeruniversitären Institut zugewiesen sehen möchte: Untersuchungen auf dem weiten Feld der internationalen Zusammenarbeit im Saar-Lor-Lux-Raum und im Bereich der vielen gesellschaftlichen Einzelprobleme⁴⁾, zu deren Untersuchung nicht nur die angewandten Naturwissenschaften, die Politikwissenschaft und die Soziologie ihren Beitrag zu leisten aufgefordert sind.

Bereits seit 1973 bewährt sich ein wissenschaftliches Austauschverfahren besonderer Art zwischen den Universitäten Metz und Saarbrücken, an dem Historiker beider Hochschulen beteiligt sind. Die „Kooperation der Historiker aus Saarbrücken und Metz“ wickelte sich in dem vergangenen Jahrzehnt in einer nicht institutionalisierten Form ab; die weitgehend unreglementierte praktische Arbeit litt, trotz fehlender „Statuten“, zu keiner Zeit unter Behinderungen. Der gedruckt vorliegende Rückblick auf die gemeinsamen interuniversitär erbrachten Leistungen⁵⁾ scheint eher die nicht seltene Erfahrung zu

bestätigen, daß ein auf partnerschaftlichem Zusammenwirken beruhendes Unternehmen bestimmter Größenordnung auch im wissenschaftlichen Bereich durchaus in der Lage ist, sogar noch Vorteile aus einem freiwilligen oder anderweitig begründeten Verzicht auf einengende Verfahrensregelungen zu ziehen. Vielleicht liegt auch in dieser nicht die Regel bildenden organisatorischen Bescheidung eine Erklärung dafür, daß mit der von beiden Universitäten auf einem zur Festigung der geistigen Grundlagen unseres Lebens in der Geschichte berufenen Wissenschaftsgebiet seit nunmehr einem Jahrzehnt geleiteten Arbeit auch ein, wie sich sagen läßt, ertragreicher Versuch unternommen werden konnte, Zweifel an der „fortwährenden Rolle der Historie als einer Lehrmeisterin des Lebens“ auszuräumen und damit, diesmal grenzraumbezogen, die der Geschichte seit eh und je zugeordnete Funktion wieder in Erinnerung zu rufen⁶). Auch diesen Auftrag der Geschichte in praktischer wissenschaftlicher Arbeit überregional zu verwirklichen, war Inhalt eines Hochschulkonzepts in einem geschichtsschweren geographischen Raum, in dem sich, trotz der leidvollen Vergangenheit, die seine Menschen nicht nur in unserem Jahrhundert zu durchleben hatten, die mit der Funktion der Geschichte als „Lehrmeisterin des Lebens“ verbundene Problematik, wie die Entwicklung nach 1945 zeigt, keineswegs hemmend auf die nachbarschaftlichen Beziehungen ausgewirkt hat. Hier wurde und wird aus der Geschichte gelernt. Daß die zu diesem Lernprozeß gehörenden Aktivitäten geschichtswissenschaftlicher Institute der Saarbrücker und Metzger Universität in dem ihrer Bedeutung entsprechendem Maße außerhalb der beteiligten Kreise bisher nicht weiter bekannt geworden sind, ist, abgesehen von der geringeren Eignung von Veranstaltungen dieser Kategorie zur Tagesinformation in den Medien und als feuilletonistisches Gegengewicht zum politischen, wirtschaftlichen und sportlichen Geschehen, auch damit zu erklären, daß Leopold von Ranke mit seiner der Geschichtsschreibung auferlegten Selbstbeschränkung, sie solle „bloß“ zeigen, „wie es eigentlich gewesen“, ohne es zu wollen, einen „Wettbewerbsnachteil“ hingenommen hat gegenüber mit der Zeit publizitätsgeeigneter gewordenen und wirklichkeitsnähere Antworten versprechenden Disziplinen. Die als Arbeitsklima für den Historiker nach wie vor unentbehrlichen und auch das Risiko, in „Diktion und Stil der Darstellung . . . nicht weit vor Hamburgs Brandstüwe angesiedelt“ zu werden⁷), verringernde „halkyonische Stille“ bedarf jedoch gelegentlich auch aufklärender Störung, so auch hier, zugunsten eines tieferen Einblicks in Organisation und Ablauf eines wissenschaftlichen Gebens und Nehmens zwischen der Landeshauptstadt Saarbrücken und der Departementshauptstadt Metz. Hierüber zu informieren gebietet aber auch noch die für das wissenschaftliche Niveau der Zusammenarbeit kennzeichnende Tatsache, daß das Kernstück der Kooperation zwischen den Historischen Instituten der Universitäten Saarbrücken und Metz, die „Deutsch-französischen Historikerkolloquien“, in ihrer personellen Repräsentanz nicht auf Historiker aus Saarbrücken und Metz beschränkt war. An den Fachgesprächen über die deutsch-französische Geschichte nahmen in der Vergangenheit auch Wissenschaftler anderer deutscher und französischer Universitäten und Institutionen teil (aus Frankreich: Aix-en-Provence, Nancy, Paris, Reims, Strasbourg; aus der Bundesrepublik Deutschland: Berlin, Duisburg, Frankfurt, Freiburg, Münster, Würzburg); auch ein in Amsterdam lehrender Historiker, eine an der „Ecole Européenne“ in Varèse (Italien) tätige französische Historikerin sowie ein Vertreter des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig gehörten zu den Teilnehmern der Kolloquien, die bisher sämtlich im Saarland stattgefunden haben.

I. Konzeption der Zusammenarbeit

Die Vorbereitungen für den auf längere Zeit angelegten Kontakt zwischen den Historischen Instituten der Universitäten Saarbrücken und Metz fanden ihre aktenkundige Festlegung in einer Besprechung am 9. Februar 1973 in Saarbrücken; dabei waren vertreten: die Universität Metz durch die Professoren Dr. J. Bariéty und Dr. R. Poidevin (Département d'Histoire de l'Université⁸), die Universität des Saarlandes durch die Professoren Dr. K. G. Faber, Dr. A. Kimmel, Dr. H.-O. Sieburg und Oberstudiendirektor H. Kuhn.

Die bei dieser Besprechung erörterte Planung sah folgende Veranstaltungen zur Herstellung und Vertiefung einer wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Historischen Instituten der beiden Nachbaruniversitäten Frankreichs und der Bundesrepublik Deutschland vor: Gastvorträge im Austausch, in Metz und in Saarbrücken durchzuführende themengleiche Seminare und geschichtswissenschaftliche Kolloquien. Als Konferenzsprache für die Veranstaltungen wurde die jeweilige Muttersprache vorgesehen; in der „Sprachenfrage“ wirkten sich die günstigen Bedingungen an der Grenze vorteilhaft aus, so daß Sprachschwierigkeiten die Verständigung unter den Teilnehmern nicht erschwerten, was sich äußerlich auch darin zeigte, daß technische Vorkehrung für eine Simultanübersetzung bei den Kolloquien nicht in Anspruch genommen zu werden brauchten.

Zum Zeitpunkt der Februar-Vereinbarungen 1973 war eine Kontaktaufnahme zunächst nur im Fachbereich der neueren und neuesten Geschichte möglich. Vom Sommersemester 1976 an beteiligten sich auch Vertreter der Mittelalter-Geschichte mit Gastvorträgen in Metz und in Saarbrücken und mit einem Gemeinschaftsseminar an der gemeinsamen Arbeit.

Die organisatorische Betreuung der Zusammenarbeit lag in Saarbrücken von 1973 bis 1976 in den Händen des am 15. September 1982 verstorbenen Prof. Dr. Faber, der sie bei seiner Berufung nach Münster an Prof. Dr. Sieburg übergab; auf französischer Seite wurden die Geschäfte in den Jahren von 1973 bis 1981 von Prof. Dr. Poidevin besorgt, von dem sie nach seiner Berufung nach Straßburg, auf Prof. Dr. A. Wahl (Metz) überging.

Die Saarbrücken-Metzer Gemeinschaftsseminare, die von der organisatorischen Struktur und dem allgemeinen didaktischen Aufbau einer solchen Lehrveranstaltung her in ihrer Bedeutung für eine durch Staatsgrenzen nicht beengte Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses nicht zu unterschätzen sind, gehen von normaler Seminararbeit aus, wie sie in dem für die gemeinschaftlichen Sitzungen vorgesehenen Semester mit einem gleichen oder ähnlichen Thema angesetzt ist. Die deutschen und französischen Professoren und Studenten treffen sich abwechselnd in Saarbrücken und Metz zu ganztägigen Sitzungen, die in ihrer sie umrahmenden gastlichen Gestaltung auch dem persönlichen Kennenlernen der Teilnehmer dienen. Die Errichtung des finanziellen Gerüsts für die Zusammenarbeit, das erst einmal stehen mußte, bevor an die Realisierung des Vorhabens gedacht werden konnte, hat seit Beginn des Gemeinschaftswerkes keine Probleme aufgeworfen. Die Kosten für die Gastvorträge und die Gemeinschaftsseminare werden von der jeweils gastgebenden Universität getragen, während für die Historiker-Kolloquien eine Regelung gefunden wurde, nach der Saarbrücken die Kosten für die Durchführung trägt und Metz

die Kosten der Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Gespräche bestreitet⁹⁾).

II. Übersicht über die Veranstaltungen in der Zeit von 1973–1983

Die nachstehende nach Art, Ort und Zeit gegliederte Zusammenstellung soll einen Überblick über die einzelnen Veranstaltungen der deutsch-französischen Historiker-Kooperation Saarbrücken-Metz geben, der dem saarländischen Leser erlaubt, sich eine Vorstellung von einem Jahrzehnt wissenschaftlicher Arbeit „seiner“ Universität zu machen, zu deren Erfolgen er mit seinen Steuern auch beiträgt. Wenn dieses nicht alltägliche Beispiel für eine von der wichtigsten kulturellen Einrichtung des Saarlandes mitgetragenen „internationalen“ Zusammenarbeit auch dazu beitragen könnte, das entstellte Bild zu korrigieren, das zeitweilig, aber beharrlich und fast systematisch auf der Linie Hamburg-Frankfurt-München verbreitet wird – die Saar als eine Art Dritte-Welt-Einöde in der blühenden Landschaft der Rest-Bundesrepublik –, dann wäre das eine günstige Nebenwirkung der seit einem Jahrzehnt in unpathetischer Selbstverständlichkeit und ohne die Umrahmung durch schrille Töne publizistischen Reklameaufwands praktizierten „Kooperation der Historiker aus Saarbrücken und Metz“. Es erscheint nicht abwegig, in einem solchen wissenschaftlichen Unternehmen, an dem das Saarland maßgeblich beteiligt ist, auch eine brauchbare Unterstützung bei der nicht nur professionellen literarischen und kabarettistischen Kündern saarländischer Lebensfreude zu überlassenden Arbeit an der Pflege des Images des Landes zu sehen.

Das im Gründungsgespräch vom 9. Februar 1973 in Saarbrücken in den Grundzügen festgelegte Veranstaltungsprogramm – Gastvorträge, Gemeinschaftsseminare und Kolloquien (später kamen noch Vorträge und Veranstaltungen in einem anderen Rahmen hinzu) – wurde wie folgt abgewickelt:

1. Gastvorträge:

Sommersemester 1973:

in Metz: Prof. Dr. Kimmel, Saarbrücken: „Der Aufstieg Hitlers in der französischen Presse bis 1934“;

in Saarbrücken: Prof. Dr. Poidevin, Metz: „Der finanzielle und wirtschaftliche Nationalismus in Deutschland und Frankreich vor 1914“ (in französischer Sprache);

Wintersemester 1973/74:

in Saarbrücken: Prof. D. Bariéty, Metz: „Gab es eine französische Rheinpolitik nach 1920?“ (in deutscher Sprache);

in Metz: Prof. Dr. Sieburg, Saarbrücken: „Les entretiens de Thoiry, 1926“ (in französischer Sprache);

Wintersemester 1975/76:

in Metz: Dr. Wilfried Loth, Saarbrücken: „Die Entlassung der kommunistischen Minister in Frankreich im April 1947“;

Sommersemester 1976:

in Saarbrücken: Prof. Dr. Pierre Racine, Metz: „Oberitalienische Städte und ihr Umland seit dem 12. Jahrhundert“ (in deutscher Sprache); das

Historische Institut der Universität des Saarlandes hatte den französischen Originaltext für den Vortrag ins Deutsche übersetzt);

Wintersemester 1976/77:

in Metz: Prof. Dr. K.-U. Jäschke, Saarbrücken: „Das Englandbild in der normannischen Propaganda“ („Gesta Normannorum Ducum“ des William of Jumièges-J. ist eine im 7. Jh. gegründete Benediktinerabtei bei Rouen); in Saarbrücken: Dr. Patrick J. Schaeffer, Metz: „Das Elsaß nach 1945“ (in französischer Sprache);

Wintersemester 1978/79:

in Saarbrücken: Prof. Dr. J. Droz, Paris I-Sorbonne: „L'opinion publique française devant la République de Weimar (1919–33)“ (der Vortrag fand im Rahmen des „Deutsch-französischen Dialogs“ statt);

Sommersemester 1979:

in Saarbrücken (aus Anlaß des „Deutsch-französischen Tages“ und im Rahmen des „Deutsch-französischen Dialogs“): Prof. Dr. Bariéty, Strasbourg: „Deutsch-französische Beziehungen in den 1920er Jahren“ (in deutscher Sprache);

Maitre-Assistante Marie-Thérèse Borelly, Metz: „L'image de l'Alsace-Lorraine en France 1871-1914“ (in französischer Sprache);

in Metz: Prof. Dr. Sieburg, Saarbrücken: „Aspekte deutscher Historiographie über Frankreich zwischen 1871 und 1914. Strömungen, Modellfälle und Tendenzen“¹⁰);

Wintersemester 1979/80:

in Saarbrücken (im Rahmen des „Deutsch-französischen Dialogs“): Prof. Dr. J.-B. Duroselle, Paris: „Clémenceau et la paix“ (in französischer Sprache) (Prof. Duroselle hatte nach 1945 vorübergehend auch an der Universität des Saarlandes gelehrt);

Prof. Dr. Poidevin, Metz: „La tentative de rapprochement économique franco-allemande en 1938/39“);

Sommersemester 1980:

in Metz: Prof. Dr. Elisabeth Fehrenbach, Saarbrücken: „Preußen-Deutschland als Faktor der französischen Außenpolitik in der Reichsgründungszeit“;

in Saarbrücken: Maitre-Assistante Borelly: „La France et la Communauté Européenne de Défense (1950–54)“);

Sommersemester 1981:

in Metz: Prof. Dr. Jäschke, Saarbrücken: „Zu universalen Reichskonzeptionen in der Zeit Kaiser Heinrichs VII.“;

in Saarbrücken: Prof. Dr. A. Wahl, Metz: „Les trois courants de droite en France sous la IV^e République“.

Am 15. Mai 1981 fand in Saarbrücken als Gemeinschaftsveranstaltung des saarländischen Kultusministeriums der Universität des Saarlandes und des Saarländischen Rundfunks im Rahmen des „Deutsch-französischen Dialogs“ eine Podiumsdiskussion über das Thema „Deutsch-französische Verständigungspolitik in den 20er Jahren und die Ansätze zur Europa-Union 1930 und 1950“ statt; an ihr nahmen teil: Prof. Dr. J.-Cl. Allain, Le Mans, Prof. Dr. Duroselle, Paris, Maitre-Assistent Dr. G. Soutou, Paris, Prof. Dr. Elisabeth Fehrenbach, Saarbrücken, der 1984 verstorbene Prof. Dr. W. Lippens, Saarbrücken, Prof. Dr. Sieburg, Dr. W. Loth, Saarbrücken (heute

Professor an der Freien Universität Berlin) und Dr. F. Mai, Saarbrücken. Die Diskussion wurde vom Saarländischen Rundfunk ausgestrahlt.

Wintersemester 1981/82:

in Metz: Prof. Dr. Sieburg, Saarbrücken: „Wandlungen in den Urteilen Jacques Bainvilles über die Dritte Republik und ihre Deutschlandpolitik (1910–1935/36)“ (in deutscher Sprache);

Sommersemester 1982:

in Saarbrücken: Prof. Dr. Wahl, Metz: „Les confessions religieuses et les élections en Bade et en Alsace de 1928 à 1932“ (in französischer Sprache),

Wintersemester 1982/83:

in Metz: Prof. Dr. Sieburg: „Deutsch-französische Beziehungen und Europapolitik nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1963). „Ein Überblick“ (in deutscher Sprache).

2. *Gemeinschaftsseminare:*

Sommersemester 1975:

Thema: „Deutsch-französische Beziehungen nach dem Ersten Weltkrieg (1919–1926)“ (Leitung: Prof. Bariéty, Poidevin und Sieburg). In der 1. Sitzung in Saarbrücken am 12. Mai 1975 referierten die Philologiestudentin Michelle Malnuit über „Die Reparationsfrage vom Vertrag von Versailles bis zum Beginn des Ruhrkampfes“ und die Philologiestudenten Stefan Behr über „Die Entstehung und Bestimmungen des Dawes-Planes“ und Hans-Joachim Lillig über „Kritik und Würdigung des Dawes-Planes“; Schwerpunkt der Sitzung in Metz waren „Les problèmes douaniers en Europe de 1860 à 1929“, ein Generalthema, das für den Zeitraum von 1911 bis 1914 von Prof. Dr. Poidevin in einem Vortrag in französischer Sprache über „Wirtschaftliche Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich“ behandelt wurde und, für die Jahre zwischen 1919 und 1933, in zwei Referaten französischer Studenten über „Deutsch-französische Wirtschaftsbeziehungen, hier besonders die Entstehung des ‚Eisenvertrages von 1926‘ eine abrundende Ergänzung erfuhr (unter dem ‚Eisenvertrag von 1926‘ ist die Internationale Rohstahlgemeinschaft zu verstehen, die 1926 zur Regelung des Wettbewerbs mittels Produktionsquotenzuteilung für die eisenschaffende Industrie Deutschlands, Frankreichs, des Saargebietes, Belgiens und Luxemburgs gegründet wurde, bei der dem Saargebiet 6,54 % zufielen¹¹).

Wintersemester 1976/77:

Thema: „Les réactions allemandes et françaises devant le projet de pool charbon-acier de Robert Schuman“ (Leitung Prof. Dr. Lipgens und Prof. Dr. Poidevin). In diesem Seminar analysierten die französischen Studenten die Haltung der deutschen und die Saarbrücker Studenten die der französischen Parteien zum Schuman-Plan und zum Vertrag zur Gründung einer europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl 1950/52. Die 1. Sitzung wurde am 19. November 1976 mit Referaten von Prof. Lipgens, Saarbrücken, über die Geschichte des Gedankens einer europäischen Kohle- und Stahlgemeinschaft und von Prof. Poidevin, Metz, über die Krise der deutsch-französischen Beziehungen im Winter 1949/50 als auslösendes Moment des Schuman-Plans eingeleitet. Die Sitzung am 17. Dezember

1976 war der Analyse des Monnet-Memorandums, des Schuman-Plans und der britischen Absage an ihn gewidmet. In den späteren Sitzungen trugen die Teilnehmer Kurzfassungen der Referate über die Haltung der „Parallel-Parteien“ der beiden Länder vor.

Wintersemester 1978/79:

Thema: „Das Deutschlandbild Frankreichs und das Frankreichbild Deutschlands“ (Leitung: Prof. Poidevin und Sieburg). In der Metzger Sitzung am 14. Dezember 1978 sprachen Maître-Assistante Borelly über „Les chefs de file du nationalisme français et l'Allemagne au début de XX^e siècle“ und Dr. Maurice Jacob, Strasbourg, über „L'image de l'Allemagne dans les souvenirs de guerre français“. In der Sitzung in Saarbrücken am 1. Februar 1979 hielt Prof. Sieburg, Saarbrücken, einen Vortrag über „Grundlagen der deutschen Historiographie über Frankreich nach 1871“; mit dem „Bild vom französischen Soldaten im deutschen Generalstabswerk über den Krieg von 1870–71“ befaßte sich das Referat von Ernst Schilly;

Wintersemester 1980/81:

Thema: „Die Elsaß-Lothringen-Frage von 1870/71–1914“ (Leitung: Prof. Poidevin, Sieburg). In der Sitzung in Metz am 19. Dezember 1980 referierten die Stud.-Assess. Margret Holzer-Zohdi über „Bismarck und die Annexion Elsaß-Lothringens“ und stud. phil. Wolfgang Putze über „Das Elsaß-Lothringen-Problem in der ‚Saarbrücker Zeitung‘“; der Vortrag von Prof. Wahl, Metz, behandelte „Les négociations de Francfort sur l'option des Alsaciens“. In der Saarbrücker Sitzung am 31. März 1981 sprachen Prof. Sieburg, Saarbrücken, über „Die Elsaß-Lothringen-Frage in der deutsch-französischen Diskussion von 1870–71“ und Prof. Poidevin, Strasbourg, über „Les aspects économiques sur la question de l'Alsace-Lorraine de 1906 à 1914“;

Sommersemester 1982:

Thema: „Pest und Judenverfolgungen in der Mitte des 14. Jahrhunderts“ (Leitung: Prof. Racine, Metz und Prof. Dr. Reinhard Schneider, Saarbrücken). Die Metzger Sitzung am 12. Mai 1982 wurde eingeleitet mit einem Vortrag von Prof. Schneider über „Pest und Judenverfolgungen in der Mitte des 14. Jahrhunderts“, anschließend sprachen eine Saarbrücker Studentin über „Die Wechselwirkungen von Pest und Judenverfolgungen“ und stud. phil. Christoph Lang über „La peste en Provence et les juifs“. In der Sitzung in Saarbrücken am 26. Mai 1982 behandelte Prof. Racine, Metz, das Thema „Les rois de France et les juifs au 13^e siècle“; eine französische Studentin referierte über „Philippe le Bel et les juifs en France“, und die Philologiestudentin Waltraud Markgraf erläuterte „Städtische Verhaltensabsprachen vor Ausbreitung von Pest und Judenverfolgungen“,

Wintersemester 1982/83:

Thema: „Adenauer und de Gaulle. Deutsch-französische Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1963/82)“. In der Sitzung in Metz am 15. Dezember 1982 berichtete ein französischer Teilnehmer über „Das Scheitern der EVG 1954“ (in französischer Sprache). Prof. Sieburg, Saarbrücken, behandelte das Thema „Von de Gaulle zur de Gaulle-Innenpolitik der IV. Republik“ (in deutscher Sprache); Dr. Patrick J. Schaeffer referierte über „Elsaß und Deutschland nach 1945“ (in französischer Sprache). Im Mittelpunkt der Saarbrücker Sitzung standen Referate zweier französischer Studenten zum Thema „Die Entwicklung der EWG“ (in französischer

Sprache) und zweier Saarbrücker Studentinnen über „Die Entstehung und Bedeutung des Elysée-Vertrages 1963“ (Christine Tholey) und über „Das publizistische Echo zum Elysée-Vertrag“ (Michaela Füge) (beide Referate wurden in deutscher Sprache gehalten).

3. *Deutsch-französische Historikerkolloquien:*

- a) Kolloquium vom 14.–16. Oktober 1974 über das Generalthema „Die Rheinfrage nach 1918“. Die Erforschung der Rheinfrage – ein in seiner Brisanz und seinen traumatischen Nachwirkungen für den deutschen Betrachter der seinerzeitigen spektakulären Ereignisse zweifellos noch nicht in die entspannte Atmosphäre einer *sine ira et studio* geführten Diskussion entrückter Komplex in der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen – hat, was ihre lückenlose, vollständige historiographische Behandlung anbelangt, nach Prof. Sieburg, lange Zeit unter erschwerenden Umständen gelitten. Sie waren teils völkerpsychologischer Natur, teils hingens sie auch mit vordergründig technischen, in ihrem Effekt aber die Geschichtsschreibung behindernd berührenden Arbeitsbedingungen zusammen, durch die die Forschungsarbeit längere Zeit hindurch blockiert wurde (zum Schutz des Staatsinteresses – nicht nur in Frankreich – angeordnete, aber auch aus anderen Gründen für notwendig gehaltenen Restriktionen in der Archivbenutzung, die in diesem Falle den Zugang zu wichtigen, für eine umfassende und gründliche Darstellung der „Rheinfrage nach 1918“ unabdingbaren Akten und Nachlässen versperrt hatten). Schließlich machten sich auch die Folgen bemerkbar, die sich aus einem Wandel des Forschungsinteresses ergaben, das sich nicht mehr allein auf die „Rheinfrage“ als isoliertes, in Deutschland mit dem Stich- bzw. Reizwort „Separatismus“ und „nationaler Widerstand“ emotional aufbereitetes „Problem der Besatzungspolitik vor Ort“ konzentrierte, statt dessen einer Behandlung der „Streitfrage“ in den vielschichtigeren Zusammenhängen der internationalen Beziehungen und der von politischen, wirtschaftlichen, militärischen und finanziellen Faktoren bestimmten nationalen Politik der beiden Staaten den Vorrang einräumte. Als Ergebnis des 1. Kolloquiums, in dessen Verlauf die Professoren M. Vaisse (Reims), H. Köhler (Berlin), Bariéty (Metz), J.-M. Mayeur (Paris), F. A. Kahlenberg (Bundesarchiv Koblenz) und Dr. H.-J. Rupieper (Berlin) über die verschiedenen Detailfragen des Gesprächsthemas sprachen, bleibt festzuhalten, „daß die Erforschung der „Rheinfrage nach 1918“ dank der ... Veränderungen des allgemeinen Kontextes und der spezifischen Forschungsinteressen auf dem Wege zu einer multiperspektiven Aufarbeitung des Gesamthemas ist“; zugleich habe sich aber gezeigt, wie Prof. Sieburg weiter hervorhebt, „daß die Zeit für eine abschließende Darstellung der Frage noch nicht gekommen ist“¹²).
- b) Kolloquium vom 3.–5. Oktober 1977 über „Die deutsch-französischen Beziehungen während der Julimonarchie 1830–1848“, ein von den Metzger Historikern angeregtes Thema, in dem die weitverzweigten, auch von der deutschen Forschung aufgegriffenen Probleme auf Frankreichs „Weg zum bürgerlichen Verfassungsstaat“ zu behandeln sind, mit denen sich die gegenwärtige französische Forschung zur Geschichte der Neuzeit schwerpunktmäßig befaßt. Die Beschäftigung französischer und

deutscher Historiker mit der Geschichtsperiode, die von jenem Großbürgertum geprägt wurde, dessen politische und soziale Haltung im „juste-milieu“ ihre wohltuende Geborgenheit fand¹³⁾ scheint zwar, auf den ersten Blick, nicht so gefühlgefährdet zu sein, wie das auf Untersuchungen zu der mit der jüngeren deutschen Geschichte so eng und problematisch verbundenen französischen Rheinpolitik zutrifft. Eine eingehendere Analyse der beiden Jahrzehnte von 1830 bis 1850 läßt aber doch auch bereits Elemente künftiger Spannungen im Verhältnis der beiden Völker und Staaten zueinander erkennen, so die sich ausbreitende deutsche Einigungsbewegung, das sich festigende deutsche Nationalbewußtsein. Eine wenn auch nicht selbstverständliche so doch auch nicht völlig überraschende Folge der krisenträchtigen Verdichtung und Verzahnung dieser Elemente in der Folgezeit war auch die für die auf dem Wege zu einer nicht aussichtslosen positiven Neuorientierung befindlichen deutsch-französischen Beziehungen nach 1919 so nachteilige Auseinandersetzung wie „Der Kampf um den Rhein“. Das Einleitungsreferat des Kolloquiums über das Thema „Nationales Selbstverständnis und Gegenwartsbewußtsein in der Ära der Julimonarchie und des Vormärz“ hielt Prof. Dr. Sieburg. Diesem diplomatie- und geistesgeschichtlichen Aufriß, mit dem versucht wurde, den historischen Gesamtzusammenhang der Thematik aufzuzeigen, folgte ein Vortrag von Prof. Dr. Droz, Paris, über „L'ouvrage de Gustave de Faily sur la Prusse en 1840 et les origines du catholicisme social en Allemagne“, in dem der Pariser Historiker mit einer Untersuchung der damaligen Spannungen zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche bekannt machte, die der bislang in Deutschland unbekannte französische Historiker des 19. Jahrhunderts, André-Louis-Gustave de Faily (1817 – Anfang der 60er Jahre), in seinem Werk aus dem Jahre 1842 „De la Prusse et de sa domination sous les rapports politiques et religieux (en Rhénanie)“ vorgenommen hatte. Prof. Dr. Poidevin (Metz) beleuchtete „Aspects économiques des relations franco-allemandes 1834–1848“, Prof. Dr. H. Lademacher (Kassel/Amsterdam) sprach über „Frankreich, Preußen und die belgische Frage während der Julimonarchie“, Dr. P. Burg (Münster, früher Saarbrücken) erläuterte „Die französische Politik gegenüber Föderationen und Föderationsplänen deutscher Klein- und Mittelstaaten 1830–1833“, und Prof. Dr. Rudolf Buchner (Würzburg) behandelte das Thema „Die Rheinkrise von 1840 und der Durchbruch des Massennationalismus in Deutschland“. Der Schlußvortrag von Prof. Dr. J. Grandjanc (Aix-en-Provence)¹⁴⁾ über „Les rapports des néo-hégéliens allemands dans l'émigration avec les socialistes français dans les années 40“ lenkte die Aufmerksamkeit auf soziale und sozialrevolutionäre Elemente in den deutsch-französischen Beziehungen.

- c) 3. Kolloquium vom 5.–8. Oktober 1981 über „Deutsch-französische Beziehungen im Zeitalter des Zweiten Empire 1851–1866“. Wie das Historiker-Gespräch von 1977 galt auch das Treffen im Herbst 1981, zu dem sich 24 Historiker aus beiden Ländern eingefunden hatten, einem Zeitabschnitt in den deutsch-französischen Beziehungen, der, nach Prof. Sieburg, weitreichend noch eine „terra incognita“ auf der Landkarte wissenschaftlich gesicherter Erkenntnisse bildet, eine Feststellung, die jedoch für die historische Aufarbeitung der „großen

Krisenzeiten im deutsch-französischen Verhältnis des 19. und frühen 20. Jahrhunderts“ – die Kriege Napoleons I., der Krieg von 1870–71¹⁵) und seine bis zum preußisch-österreichischen Krieg (Sadowa/Königgrätz-Komplex) zurückreichende Vorgeschichte, der Erste Weltkrieg und zwar nicht nur in seinem militärischen Verlauf, sondern auch in seinen verschiedenen Vorphasen – nicht mehr zutreffend; die dazwischen liegenden Perioden – das ganze 19. Jahrhundert von 1851 bis Königgrätz/Sadowa und dann wieder von 1871 bzw. 1875 (Krieg-in-Sicht-Krise) bis 1914 – sind dagegen noch weitgehend unerforscht¹⁶).

Zahl und Themenvielfalt des Kolloquiums 1981 und die Altersstruktur des Teilnehmerkreises, der sich zum größeren Teil aus Forschern und Wissenschaftlern der jüngeren Generation zusammensetzte, sind jedoch ein Zeichen für die Bemühungen der deutschen und französischen Geschichtswissenschaft, noch bestehende Forschungslücken für den angegebenen Zeitraum zu schließen.

Das Einleitungsreferat von Prof. Dr. L. Gall (Frankfurt/Main), dem Verfasser der zur Zeit besten deutschen Bismarck-Biographie, über „Preußen und Frankreich in der Zeit des Second Empire“ legte die Orientierungslinie für die bei der Tagung zu behandelnde Thematik fest¹⁷). Die Ergänzung zu der Darstellung des Kernstücks der damaligen deutsch-französischen Beziehungen – das Verhältnis Preußens zu Frankreich – brachte das Referat von Dr. habil. Wolf D. Gruner (München) über Frankreich und den nach 1815 ein halbes Jahrhundert lang die deutschen Einzelstaaten recht und schlecht zusammenhaltenen, in der deutschen und in der französischen Forschung immer noch stiefmütterlich behandelten Deutschen Bund und seine Bedeutung für die französische Deutschlandpolitik in den Jahren vom Staatsstreich Louis Napoleons (1851) bis zum „deutschen“ Krieg von 1866. Auf dieser das Problem des Föderalismus berührenden Linie lag auch der Vortrag von Prof. Dr. Droz (Paris) über den „berühmten Unbekannten“, den deutschen „Erzföderalisten“ „Constantin Frantz (1817–1891), und seine Ansichten zur Frankreichpolitik, in denen der Gedanke eines „Groß-Deutschland“ als Kern einer mitteleuropäischen Föderation eine herausragende Rolle spielte.

Zentrale Gestalten der politischen und geistesgeschichtlichen Fragen behandelnden Vorträge der Saarbrücker Historiker Prof. Dr. Elisabeth Fehrenbach und Prof. Dr. Sieburg waren Napoleon III. und Bismarck. Die Auswirkungen des aus Anlaß der Heeresreformpläne König Wilhelms I. von Preußen entstandenen Verfassungskonfliktes (1862–1866) – die Staatskrise, von Bismarck inszeniert und durchgestanden – auf das Bild, das sich die französische Öffentlichkeit, die sich mit dem Herrschaftssystem Napoleons III. auseinanderzusetzen hatte und dabei auch Vergleiche mit der preußischen Innenpolitik der Zeit anstellte, vom preußischen „Konfliktminister“ machte, untersuchte Frau Prof. Dr. Fehrenbach in ihrem Referat „Das Herrschaftssystem Napoleons III. und der preußische Verfassungskonflikt“. „Frankreich im historisch-politischen Weltbild Bismarcks“ lautete das Thema, über das Prof. Dr. Sieburg sprach; seine Ausführungen gewährten einen Einblick in Bismarcks Verhältnis zur Geschichte und zeigten den Einfluß der im Umgang mit historischer Literatur gefestigten pragmatischen Grundeinstellung des Politikers auf sein Frankreichbild. Die für die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich im Jahrhundert

starker wirtschaftlicher Expansion wichtigen Handelsfragen standen im Mittelpunkt des Vortrages von Prof. Dr. Poidevin über „Les relations économiques entre la France et le Zollverein (1851–1866)“; ebenfalls mit einem wirtschaftspolitischen Teilbereich des deutsch-französischen Verhältnisses in der Zeit des Second Empire befaßte sich Dr. Hans-Werner Hahn (Saarbrücken) in seinem Vortrag über „Die deutschen Mittelstaaten und der preußisch-französische Handelsvertrag von 1862“. Aber nicht nur der Einfluß wirtschaftlicher Fragen auf das deutsch-französische Verhältnis wurde ausführlich während des 3. Kolloquiums behandelt, auch Spezialprobleme wurden wieder erörtert: so referierte Dr. Rainer Riemenschneider vom Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung (Braunschweig) über die deutsche Selbstverwaltung in ihrer argumentativen Bedeutung für die französische innenpolitische Diskussion über das zentralistische Verwaltungssystem im eigenen Lande. Der in seiner Bedeutung für die Beziehungen der Völker untereinander nicht zu unterschätzende gegenseitige Reiseverkehr war Gegenstand des Referats von Prof. Dr. P. Gerbod (Paris) über „Voyageurs et touristes français à la découverte de l'Allemagne sous le Second Empire“. In der kritischen Analyse der Einstellung der Franzosen zur preußischen militärischen Stärke, die der durch zahlreiche Arbeiten zur französischen Militärgeschichte, vor allem durch sein 1976 als Dissertation vorgelegtes dreibändiges Werk „Le corps des officiers français sous la Deuxième République et le Second Empire“ (Lille 1978) in internationalen Fachkreisen bekannte Militärhistoriker William Seman (Nancy heute Paris) vornahm („Les Français et la force armée prussienne de 1860 à 1866“), wurden die bitteren Folgen der falschen Einschätzung der preußischen Militärmacht durch die verantwortliche französische Führung deutlich. Auf diese Politik stellte auch der Krieg von 1870–71 eine Antwort dar. Einen Eindruck vom Gewicht konfessioneller Gegebenheiten im französischen Deutschlandbild der Jahre von 1852 bis 1866 vermittelten die Ausführungen von Prof. Dr. Wahl (Metz) über „La dimension confessionnelle de l'image de l'Allemagne en France, 1851–1866“. Den regionalen Akzent in den deutsch-französischen Beziehungen setzte Gilberte Muller (Varèse) mit ihrem Vortrag über „Les relations entre la Lorraine et l'Allemagne – Relations entre populations voisines (1851–1866)“, in dem sie nachwies, daß die alltäglichen Berührungspunkte im Verkehr zwischen Lothringern und Deutschen (worunter hier, grenzlagebedingt, in erster Linie die Saarländer zu verstehen sind, deren Verhältnis zum Nachbarn drüben neuerdings auch in der „Heimatliteratur“ unseres Landes darstellungsfähig zu werden beginnt) in der fraglichen Zeit durchweg keine Probleme aufwarfen. Zu diesem spannungsfreien Zustand habe nicht zuletzt auch beigetragen, daß die Grenzbevölkerung hüben und drüben in der Furcht vor kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen ihren Ländern und in der Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden zwischen Frankreich und Deutschland lebte. Diese beständige Grundeinstellung in den Nachbarschaftsbeziehungen verlor in Lothringen, wie Gilberte Muller ausführte, nur dann ihre stabilisierende Kraft, wenn das Gefühl aufkam, in den ureigensten Interessen unmittelbar bedroht zu sein. Bei dieser an sich unkomplizierten Konstellation erfüllte auf der französischen Seite die in ihren charakteristischen Eigenschaften oft verschwommen gezeichnete, beim Aufbauen von Spannungen nicht nur, wie die deutsche Geschichte

des 19. und auch noch des 20. Jahrhunderts zeigt, im zwischenstaatlichen Verkehr selten versagende, Schrecken erregende Gestalt des „Preußen“ – Inbegriff eher einer Kumulation negativer Eigenschaften als ein Synonym auch für konstruktive politische Grundsätze – ihre Funktion als Störfaktor an der Grenze.

Die Grenze – als „westliche Grenzfrage“ schwelte sie in der „großen“ Politik dieser Jahre. Wie die von ihr wach gehaltene Furcht vor einem neuen deutsch-französischen Konflikt – die Nachbarschaft Frankreichs und vor allem die Grenzziehung am Oberrhein hielt ein „sehr großer Teil der öffentlichen Meinung“ für eine latente Kriegsgefahr – in den Medien der 50er und der frühen 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts – Zeitungen, Zeitschriften und vornehmlich populäre Literatur – den „gemeinen Mann in ganz Deutschland“ beschäftigte, zeigte Prof. Dr. Hans Fenske (Freiburg i.Br.) in seinem Vortrag „Eine westliche Grenzfrage? Das Rheinland, Elsaß und Lothringen in der deutschen öffentlichen Meinung“.

Zu den pädagogisch wichtigen Veranstaltungen der deutsch-französischen Historiker-Kooperation Saarbrücken Metz gehören auch die von dem hervorragenden Kenner der jüngsten französischen Geschichte und der internationalen Politik nach dem Zweiten Weltkrieg, Prof. Dr. W. Loth, FU Berlin, im Frühjahr 1979 in Metz in französischer Sprache abgehaltene Kurs über das Verhältnis der politischen Linken zur Wiedererrichtung Europas („La gauche et la reconstitution européenne“) und ein weiterer Lehrgang, der im Winter und Frühjahr 1981/82 wiederum in Metz stattfand.

Tagungsstätte der Historiker-Kolloquien, über die die Prof. Dr. Faber und Dr. Sieburg auch in dem Mitteilungsblatt der „Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland“ berichteten, so daß sich die gesamte Fachwelt über Organisation, Thematik und Charakter der Veranstaltungen unterrichten konnte, war das in jeder Beziehung ideale Haus der Europäischen Akademie im saarländischen Otzenhausen, das auch mit diesen deutsch-französischen Treffen seinen europäischen Ruf festigen konnte. Der äußere Rahmen, den ein solches in reizvoller landschaftlicher Umgebung gelegenes Haus bietet, hat, zusammen mit einer den Assistenten des Saarbrücker Historischen Instituts zu verdankenden vorbildlichen Organisation, wesentlich dazu beigetragen, daß auch prekären Themen gewidmete Referate und die anschließenden, in beiden Sprachen geführten Diskussionen in einer dem Sinn und dem Zweck der Otzenhausener Historiker-Gespräche adäquaten Atmosphäre den Geist bestätigten, mit dem die Initiatoren der Zusammenarbeit der Universitäten Saarbrücken und Metz 1973 bei ihren Planungen gerechnet hatten.

Die in der Gründungsbesprechung vor elf Jahren von Prof. Dr. Poidevin angedeutete Möglichkeit, die wissenschaftlichen Ergebnisse des geplanten 1. Historikerkolloquiums über die „Rheinfrage nach 1918“ in französischer Regie zu publizieren, konnte verwirklicht werden. Die Referate liegen seit 1975 gedruckt als 6. Band der eingangs erwähnten Metzener Schriftenreihe unter dem Titel „Problèmes de la Rhénanie 1919–1930. Die Rheinfrage nach dem Ersten Weltkrieg. (Actes du Colloque d'Otzenhausen. 14–16 octobre 1974)“ (132 S.) vor. Auch die Vorträge des 2. und 3. Kolloquiums sind in derselben Reihe in Metz

veröffentlicht worden: „Raymond Poidevin et Heinz-Otto Sieburg (sous la direction de): Aspects des relations franco-allemands 1830–1848. Deutsch-französische Beziehungen 1830–1848. (Actes du Colloque d’Otzenhausen, 5–8 octobre 1977“, Metz 1978 (Bd. 9, 100 S.) und „Raymond Poidevin et Heinz-Otto Sieburg (sous la direction de): Aspects des relations franco-allemandes à l’époque du Second Empire 1851–1866. Deutsch-französische Beziehungen im Zeitalter des Second Empire 1851–1866. (Actes du Colloque d’Otzenhausen, 5–8 octobre 1981“, Metz 1982 (Bd. 14, VIII–175 S.)¹⁸⁾.

Schlußbemerkung

Was Prof. Lipgens und Prof. Poidevin von dem Gemeinschaftsseminar über die deutschen und französischen Reaktionen auf den Schuman-Plan 1950–1952 sagten – „Struktur und Ergebnis des Seminars mögen als Beispiel dienen, wie man die neue Möglichkeit zu konkreter fachlicher Zusammenarbeit nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Lehre nutzen kann“ und daß „vergleichsweise geringe Zusatzmittel für alle Teilnehmer einen hohen Zuwachs an Bewußtsein für die Gemeinsamkeit der politischen Probleme und Strömungen in unseren Nachbarländern erbrachten“¹⁹⁾ gilt grundsätzlich und abgewandelt auch für die Gastvorträge, die Metzter Kurse von Prof. Dr. Loth und für die Kolloquien in Otzenhausen.

Die wissenschaftliche Zusammenarbeit zweier Universitäten an der Grenze zwischen Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland hat ihre Bewährungsprobe bestanden. Sie hat im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens bereits über das regionale Modell hinaus Ausstrahlungen in breite geschichtswissenschaftliche Kreise in Deutschland und Frankreich gezeigt, wie die Teilnahme bekannter Historiker aus beiden Ländern an den Otzenhausener Kolloquien beweist, wo es um Probleme ging, deren Gewicht und Lösung das heutige deutsch-französische Verhältnis in den letzten 150 Jahren mitgestaltet haben. Auch im Interesse unseres Landes ist zu hoffen, daß das von vielen Stellen – Universitäten, Regierung des Saarlandes (Kultusministerium), Deutsche Forschungsgemeinschaft, Deutscher Akademischer Austauschdienst – großzügig geförderte Unternehmen seine vom Engagement und vom Idealismus aller Beteiligten in Saarbrücken und Metz getragene Arbeit in dem Sinne fortsetzen kann, den Prof. Dr. Sieburg in seinem Bericht „Kooperation der Historiker aus Saarbrücken und Metz 1973–1983“ in dem Wunsch zusammengefaßt hat: „Möge die Kooperation des Historischen Institutes der Universität des Saarlandes mit dem Département d’Histoire de l’Université de Metz unter der Leitung jüngerer Kollegen voller Tatkraft und Schwung in ihr zweites Jahrzehnt eintreten und weiterhin auf ihre Weise, mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft, zu Völkerverständigung und namentlich zum Ausbau und zur Pflege der deutsch-französischen Freundschaft beitragen!“²⁰⁾

Anmerkungen

- 1) Saarbrücker Zeitung (SZ) Nr. 63 v. 14. März 1984.
- 2) Nach Wolfgang J. Mommsens Interpretation eines Gedankens aus Max Webers Aufsätzen über „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ in „Der Erfolg und der Gnadenstand. Wiedergelesen: Max Webers Buch über den modernen Kapitalismus und den Geist des Protestantismus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) v. 12. April 1970.
- 3) Zu den Einrichtungen, die sich an herausragender Stelle ständig dieser Aufgabe annehmen, gehört in den deutsch-französischen Beziehungen auch das Deutsche Historische Institut – Institut Historique Allemand in Paris (s. dazu die Informationsschrift „Deutsches Historisches Institut. Institut Historique Allemand Paris. 1958–1983 – Text: Prof. Dr. Karl Ferdinand Werner (Paris 1983).
- 4) Nach dem Bericht der SZ „Künftig engere Zusammenarbeit: Uni will von Arbeitskammer lernen und umgekehrt, in: Nr. 83 v. 6. April 1984.
- 5) Prof. Dr. Heinz-Otto Sieburg, Bericht über die Kooperation des Historischen Instituts der Universität des Saarlandes mit dem Département d'Histoire de l'Université de Metz in den Jahren 1973–1983, hg. von der Universität des Saarlandes, (Saarbrücken 1983 – Redaktion Helmut K. Macher).
- 6) S. hierzu Reinhart Koselleck, *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte*, in: *Natur und Geschichte. Karl Löwith zum 70. Geburtstag (Löwith-Festschrift)*, Stuttgart (1967), S. 197.
- 7) Alfred Schickel über Franz Herre in einer Rezension „Der siebziger Krieg im historischen Rückblick. Zwei Abhandlungen über Ursache, Verlauf und Ende des Deutsch-Französischen Krieges“ (Herre, Anno 70/71. Ein Krieg, ein Reich, ein Kaiser, Köln 1970 und Eberhard Kolb, *Der Kriegausbruch 1870*, Göttingen 1970), in: FAZ v. 11. November 1970.
- 8) Die beiden hervorragenden französischen Kenner der neueren deutschen Geschichte sind auch die Autoren eines Standardwerkes zur Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert: „Les relations franco-allemandes 1815–1975“, Paris (1977); seit 1982 liegt die deutsche Übersetzung vor, die von Josef Becker und Johannes Haas-Heye besorgt wurde: „Deutschland und Frankreich, die Geschichte ihrer Beziehungen 1815–1975“, München (s. dazu auch die Besprechung von Werner Kern in: SZ Nr. 245 v. 22./23. Oktober 1983).
- 9) Die Texte der Vorträge werden in der von Dr. Patrick J. Schaefer, Metz, verlagstechnisch betreuten Schriftenreihe des früheren „Centre de Recherches Relations Internationales de l'Université de Metz“ und heutigen „Centre de Recherche Histoire et Civilisation de l'Europe occidentale“ veröffentlicht.
- 10) Das Bild Deutschlands und Frankreichs in der Historiographie des vorigen Jahrhunderts bis 1871 hat Prof. Dr. Sieburg in seinem zweibändigen Werk „Deutschland und Frankreich in der Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts“, Wiesbaden 1954/1958 ausführlich nachgezeichnet.
- 11) Poidevin/Bariéty, *Les relations franco-allemandes*, S. 271.
- 12) Sieburg, Bericht, S. 24.
- 13) S. Heinz-Otto Sieburg, *Geschichte Frankreichs*, Stuttgart 1975, S. 275 f.
- 14) Prof. Jacques Grandjonc ist in jüngster Zeit auch in Deutschland in der breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden durch seine Mitarbeit an der vom französischen Außenministerium und dem Goethe-Institut in Paris veranstalteten Ausstellung „Deutsche Emigranten in Frankreich. Französische Emigranten in Deutschland 1685–1945“; er hat auch den Ausstellungskatalog redigiert, der 1984 in zweiter verbesserter Auflage erschienen ist.
- 15) Zur Geschichte des Krieges von 1870–71 ist zu bemerken, daß das heute hinreichend erforschte und auch ausführlich dargestellte militärische Geschehen, einschließlich der diplomatischen Vorgeschichte der deutsch-französischen Auseinandersetzung, noch ergänzt werden könnte z. B. durch Untersuchungen, ob und inwieweit die amtliche Militärgeschichtsschreibung nach 1871 – die von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Berliner Großen Generalstabs und von der „Section historique“ des französischen Generalstabs redigierten amtlichen Darstellungen des Krieges von 1870–71 – geistesgeschichtlich und historiographisch für das deutsch-französische Verhältnis während der Jahrzehnte nach der „année terrible“ von Bedeutung gewesen sind, womit auch die Frage verbunden ist, ob die historiographische „Liquidierung“ des deutsch-französischen Krieges von 1870–71 etwa im Sinne einer Konservierung oder gar Verdichtung des Erbfeindkomplexes gewirkt hat.
- 16) Sieburg, Bericht, S. 30 f.
- 17) Zu den Referaten im einzelnen s. Sieburg, Berichte, S. 28–34, ferner Ernst Schilly, *Deutsch-französische Beziehungen im Zeitalter des Second Empire 1851–1866*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend*, XXXI–1983, S. 71–82.

- 18) Zu dem Bericht über das Kolloquium 1981 s.a. die Rezension von Henry Rollet, in: *Revue d'Histoire Diplomatique* 98, 1984, H. 1-2, S. 186-188.
- 19) Walter Liggins/Raymond Poidevin, Metz-Saarbrücken: Gemeinschaftsseminar über die deutschen und die französischen Reaktionen auf den Schuman-Plan 1950-1952, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, H. 7/1977, S. 542.
- 20) Sieburg, Bericht, S. 37.

30 JAHRE STAATLICHES ABENDGYMNASIUM SAARBRÜCKEN

Die Fortbildung berufstätiger Erwachsener bis zur Hochschulreife geht in Deutschland auf Peter August Silbermann zurück, der 1927 in Berlin das erste Abendgymnasium gründete. Nach dem Berliner Vorbild entstanden in den folgenden Jahren Abendgymnasien in Duisburg, Essen, Hannover, Kassel, Osnabrück, Köln, Gelsenkirchen und Halle, die aber nach wenigen Jahren ausnahmslos durch wirtschaftliche und/oder politische Schwierigkeiten ihre Unterrichtstätigkeit einstellen mußten. Nach dem 2. Weltkrieg knüpften zunächst Hannover, Hamburg und Kassel an die alte Tradition an und bauten ihre Abendgymnasien wieder auf. Das elementare Bedürfnis nach Bildung, ein richtiger „Bildungshunger“ im Anschluß an die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit, führte in den folgenden Jahren zur Gründung zahlreicher neuer Abendgymnasien in den meisten deutschen Großstädten.

Mit einer Feier in der Aula des damaligen Mädchenrealgymnasiums Saarbrücken wurde am Nachmittag des 6. Oktober 1955 das Saarbrücker Abendgymnasium als staatliche höhere Lehranstalt eröffnet; die Ansprachen hielten Ministerialdirigent Braun vom Kultusministerium und Dr. Maurer als Leiter der neuen Schule. Der Unterricht begann am darauffolgenden Dienstag, 7. Oktober 1955, im Gebäude der Oberrealschule Saarbrücken, des jetzigen Otto-Hahn-Gymnasiums. In den ersten Monaten wurden an 4 Tagen (Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag) 5 Unterrichtsstunden zu je 45 Minuten (Unterrichtszeit 17.30–21.40 Uhr mit 4 Pausen) erteilt, seit Ostern 1956 werden jeweils 6 Unterrichtsstunden zu je 40 Minuten (Unterrichtszeit 17.15–21.35 mit 2 Pausen zu 10 Minuten) gegeben; Mittwoch und Samstag sind als Studientage zur Anfertigung der Hausaufgaben bzw. zur Vor- und Nachbereitung des Lehrstoffes unterrichtsfrei. Bis zur Abiturprüfung entsprach die Schulzeit zunächst der dreijährigen Oberstufe der Tagesschule.

Bis 1957 war die Aufnahme von einer schriftlichen Prüfung in Deutsch und Rechnen abhängig; Bewerber mit Mittlerer Reife oder einer diesem Ausbildungsstand gleichwertigen Vorbildung waren von der Aufnahmeprüfung befreit. Seit 1958 wird keine Aufnahmeprüfung mehr durchgeführt, weil man die Studienzulassung nicht von einer doch verhältnismäßig kurzen einmaligen Prüfung abhängig machen will; ein Kurs von zuerst halbjähriger Dauer war der dreijährigen Oberstufenzeit vorgeschaltet. Von Herbst 1967 an wurde dieser Vorkurs auf ein ganzes Jahr ausgedehnt, so daß seither die Studienzzeit für einen Abendgymnasiasten in Saarbrücken in der Regel 4 Jahre umfaßt.

Bis 1959 war der Besuch des Saarbrücker Abendgymnasiums mit der Zahlung eines Jahresschulgeldes von 4 000 Franken verbunden; bedürftigen Abendschülern konnte das Schulgeld im 2. und 3. Ausbildungsjahr teilweise oder ganz erlassen werden. Seit dem 1. April 1959 besteht Schulgeldfreiheit. Die Studierenden des Abendgymnasiums Saarbrücken müssen das 18. Lebensjahr vollendet und, wenigstens bis zum Eintritt in den Hauptkurs bzw. die jetzige Einführungsphase, eine Berufsausbildung abgeschlossen haben; in besonders gelagerten Fällen kann die Zulassung aufgrund einer anders gearteten Vorbildung erfolgen. Die Führung eines Haushaltes mit der Versorgung eines

unselbständigen Familienangehörigen ist der Berufstätigkeit gleichgesetzt. Ein unmittelbarer Übergang von einer Tagesschule zum Abendgymnasium ohne Berufstätigkeit ist nicht möglich.

Gelegentlich wird die Funktion des Abendgymnasiums verkannt, so, wenn z. B. Bewerber glaubten, durch die formale Anmeldung ohne oder mit gänzlich unzureichendem Schulbesuch den Dienst bei der Bundeswehr umgehen zu können. Auch der folgende Briefauszug aus dem Jahr 1967 ist unter diesem Punkt einzuordnen:

„Sehr geehrter Herr Direktor!

Verzeihen Sie einer besorgten Mutter die Inanspruchnahme in einer privaten Angelegenheit . . . Würden Sie es als unbilliges Verlangen ansehen, wenn ich Sie bitte, das Bild meiner Tochter und mein Schreiben, wovon meine Tochter vorläufig nichts weiß, im Lehrerzimmer auszulegen? . . .“

Von 1955–1958 gab es am Abendgymnasium Saarbrücken jeweils einen humanistischen, einen realgymnasialen und einen oberrealen Zweig, die den Neigungen und Berufsabsichten der Abendschüler entgegenkamen. Im Rahmen einer Vereinbarung der Kultusministerkonferenz wurde 1958 diese von der Tagesschule übernommene Aufgliederung durch einen Einheitstyp realgymnasialen Charakters ersetzt. Dadurch wurde, bei Wahlmöglichkeit zwischen Französisch und Englisch, Latein Pflichtfach für alle Studierenden, andererseits entfiel der Griechischunterricht, und mit der Aufgabe des oberrealen Schulzweiges ging den naturwissenschaftlich-technischen Begabungen unter den berufstätigen Abendschülern die Möglichkeit einer verstärkten naturwissenschaftlichen Ausbildung verloren. Außer dem Fächerkanon hat sich auch die Stundenverteilung mehrfach geändert:

Herbst 1955 – Ostern 1956

	gymnasialer Zweig	realgymn. Zweig	oberrealer Zweig
Deutsch	3	3	3
Französisch	4	4	4
Englisch	–	–	4
Latein	4	4	–
Griechisch	4	–	–
Mathematik	4	4	4
Physik	–	2	2
Chemie	–	2	2
Geschichte	1	1	1

Ostern 1956 – Herbst 1958/Ostern 1961

	gymnasialer Zweig	realgymn. Zweig	oberrealer Zweig
Deutsch	3	3	3
Französisch	4	4	4
Englisch	–	3	4
Latein	4	4	–
Griechisch	4	–	–
Mathematik	3	4	5
Physik	2	2	3
Chemie	1	1	2
Geschichte	1	1	1
Erdkunde	1	1	1
Biologie	1	1	1

Herbst 1958/Ostern 1959 – Sommer 1967

	Vorkurs	Hauptkurs
Deutsch	6	4
Französisch/Englisch	–	5
Latein	6	4
Mathematik	6	4
Physik	1	2
Chemie	–	1
Geschichte	2	1
Erdkunde	1	1
Biologie	1	1
Religion/Philosophie	1	1

Herbst 1967 – Herbst 1981/Sommer 1983

Klassen	IV	III	II	I
Deutsch	4	4	4	4
Französisch/Englisch	4	4	4	4
Latein	4	4	4	4
Mathematik	4	4	4	4
Physik	1	1	2	2
Chemie	1	1	1	1
Geschichte	2	2	2	2
Erdkunde	1	1	–	–
Biologie	–	1	1	1
Religion/Allgem. Ethik	1	1	1	1

Mit dem Schuljahr 1981/82 wurde in den damaligen IIIer Klassen die reformierte Oberstufe mit der Wahlmöglichkeit für Leistungsfächer mit 6 Wochenstunden und Grund- bzw. Wahlfächer mit 3 Wochenstunden begonnen und das Fach Politik eingeführt. Die ersten Abiturprüfungen für Studierende dieses Ausbildungsganges der reformierten Oberstufe fanden 1984 statt.

Seit Gründung des Abendgymnasiums wird der reguläre Fachunterricht durch den Besuch von Museen, Film- und Theateraufführungen, Dichterlesungen, durch Besichtigungen und Wanderungen sowie durch Lehrfahrten aufgelockert, ergänzt und vertieft.

Von Oktober 1955 bis März 1962 hatte Oberstudiendirektor Dr. Adolf Maurer die Leitung des Saarbrücker Abendgymnasiums; nach Erreichung der Altersgrenze wurde er am 29. 9. 1961 in einer Feier in der Aula der Oberrealschule durch Ministerialrat Quack aus dem aktiven Schuldienst verabschiedet, führte aber die Geschäfte des Schulleiters bis Ende März 1962 weiter.

Vom 14. April 1962 bis Juli 1968 war Dr. Franz Ecker Direktor der Anstalt; auf ihn folgte von September 1968 bis Juli 1978 Heinrich Robert Hax. Von September 1978 bis August 1979 war der Ständige Vertreter des Direktors, Studiendirektor Bruno Streit, mit der kommissarischen Leitung des Abendgymnasiums Saarbrücken beauftragt. Mit dem Beginn des Schuljahres 1979/80 wurde Josef Fisch, der seit 1972 das Abendgymnasium Dillingen leitete, Direktor für die beiden Abendgymnasien Saarbrücken und Dillingen.

Während bis Ende 1957 neben dem hauptamtlichen Direktor nur Lehrkräfte in nebenamtlicher Tätigkeit am Abendgymnasium Saarbrücken unterrichteten, sind der Schule Anfang Januar 1958 mit den Herren Streit und Dr. Gräser die ersten hauptamtlichen Lehrer zugewiesen worden; Frau Schätzle und Frau Ritter, die ab Herbst 1962 unterrichteten, waren die ersten hauptamtlichen Kolleginnen am Abendgymnasium Saarbrücken.

Von 1955–1963 hatte das Kollegium des Abendgymnasiums kein Lehrerzimmer; in den Pausen mußten sich die Lehrer in der Garderobe des Otto-Hahn-Gymnasiums oder auf den Fluren aufhalten, vor allem in den Wintermonaten eine mißliche Situation. Den Bemühungen Dr. Eckers gelang es dann, einen Schulsaal als Lehrerzimmer für das Kollegium des Abendgymnasiums zugewiesen zu bekommen.

Von 1959–1967 mußten die hauptamtlichen Lehrkräfte wie die Kollegen an den Tagesschulen 24 Wochenstunden erteilen; seither ist die Pflichtstundenzahl, entsprechend der Richtzahl an den meisten der übrigen Abendgymnasien in der Bundesrepublik, auf 20 Wochenstunden festgesetzt.

Die Zahl der Klassen, der Schüler mit der Unterteilung nach dem Geschlecht, der haupt- und nebenamtlichen Lehrer geht aus der folgenden Übersicht hervor:

Stichtag	Klassen	Studierende			hauptamtliche nebenamtliche Lehrkräfte					
		insgesamt	m.	w.	insgesamt	m.	w.	insgesamt	m.	w.
6. 10. 1955	5	119	102	17	1	1	-	20	20	-
15. 10. 1956	11	220	190	30	1	1	-	37	37	-
15. 5. 1957	15	312	275	37	1	1	-	37	37	-
15. 5. 1958	15	199	173	26	3	3	-	37	37	-
15. 5. 1959	16	228	200	28	4	4	-	37	37	-
15. 5. 1960	13	206	173	33	5	5	-	37	37	-
15. 5. 1961	16	226	182	44	6	6	-	24	24	-
15. 5. 1962	17	271	212	59	8	8	-	26	26	-
15. 5. 1963	13	230	177	53	13	10	3	20	20	-
15. 5. 1964	13	202	153	49	10	8	2	13	13	-
15. 5. 1965	11	206	163	43	10	8	2	13	13	-
1. 5. 1966	13	297	220	77	9	8	1	29	29	-
15. 12. 1966	16	314	225	89	9	8	1	28	28	-
5. 10. 1967	17	342	242	100	9	8	1	34	34	-
5. 10. 1968	17	385	276	109	9	8	1	31	31	-
5. 10. 1969	16	368	272	96	9	8	1	32	32	-
5. 10. 1970	15	352	234	118	10	8	2	25	25	-
5. 10. 1971	16	394	236	158	10	8	2	26	26	-
14. 10. 1972	16	336	180	156	8	6	2	32	29	3
15. 10. 1973	16	330	173	157	10	8	2	33	31	2
9. 10. 1974	16	280	138	142	9	8	1	28	27	1
15. 10. 1975	16	243	113	130	11	10	1	27	25	2
15. 10. 1976	13	224	104	120	12	10	2	14	12	2
5. 10. 1977	12	200	94	106	13	11	2	9	7	2
5. 10. 1978	11	192	102	90	12	10	2	8	6	2
15. 9. 1979	10	159	92	67	12	11	1	6	5	1
25. 8. 1980	11	208	106	102	11	10	1	10	9	1
20. 8. 1981	16	203	98	105	11	10	1	11	11	-
1. 10. 1982	8									
Leistungs- Grundkurse	10	204	89	115	12	10	2	15	14	1
9. 9. 1983	6									
Leistungs- Grundkurse	20	211	100	111	18	14	4	6	5	1
10. 9. 1984	7									
Leistungs- Grundkurse	18	207	100	107	18	14	4	4	3	1
9. 9. 1985	6									
Leistungs- Grundkurse	20	229	116	113	20	16	4	4	2	2
	36									

Von den 119 Studierenden, die im Oktober 1955 den Unterricht am Abendgymnasium Saarbrücken besuchten, hatten 61 nur Volksschulvorbildung, von den 222 Schülern im Oktober 1956 in den beiden damaligen Jahrgängen waren 123 Volksschüler.

Für das Statistische Amt des Saarlandes liegen ab 1965 detaillierte Angaben über die Vorbildung der Abendgymnasiasten vor; die Angaben beziehen sich auf die Stichtage der obigen Tabelle:

Jahr	Schüler insges.	davon Volks- schule	Real- schule	Ober- schule	Berufs- fach- schule	Fachhochschul- Fachschulreife
1965	206	53	21	91	36	5
1966	297	51	48	109	50	39
1966	314	61	46	122	85	57
1967	342	129	44	134	35	12
1968	385	118	47	139	81	21
1969	368	115	41	144	39	29
1970	352	147	51	119	39	8
1971	394	143	58	144	37	12
1972	336	27	46	106	157	1
1973	330	13		105		211
1974	280	8		108		165
1975	243	12	27	58	105	41
1976	224	43	34	55	62	30
1977	200	31	39	53	51	26
1978	192	42	52	57	24	17
1979	159	29	33	29	45	23
1980	213	33	55	35	60	30
1981	203	7	39	23	115	19
1982	204	19	43	35	96	11
1983	211	3	39	19	131	13
1984	207	9	27	18	125	28

Auch über die Berufstätigkeit der am Abendgymnasium Studierenden können von 1965 an Angaben gemacht werden; die Ziffern am Kopf der folgenden Tabelle beziehen sich auf die Berufe:

- 1 = Land- und Forstwirtschaft
- 2 = Metallarbeiter bzw. Berufe der Metallbranche
- 3 = Elektriker
- 4 = Holz- und Bauarbeiter einschließlich Maler
- 5 = Nahrungsmittelberufe
- 6 = Textil- und Lederberufe
- 7 = graphische Berufe
- 8 = kaufmännische Berufe (auch Handel und Verkehr)
- 9 = Hauswirtschaft
- 10 = sonstige Berufe
- 11 = Arbeits- und Berufslose

Jahr	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
1965	2	20	17	5	7	6	7	19	1	122	-
1966	3	37	18	20	2	11	9	42	4	141	-
1966	3	40	18	19	22	16	8	37	5	146	-
1967	3	30	12	14	9	2	3	45	2	214	8
1968	3	33	15	20	9	5	3	63	2	232	-
1969	1	28	23	10	8	-	5	77	-	149	23
1970	1	29	15	7	7	-	2	130	-	157	24
1971	1	22	18	12	9	3	12	138	-	150	25
1972	2	17	17	11	5	3	9	83	1	163	25
1973	2	20	15	15	11	5	5	77	-	167	11
1974	1	12	13	9	7	4	4	101	-	108	21
1975	-	9	8	6	3	6	5	70	4	121	13
1976	1	10	8	8	1	1	4	87	4	89	11
1977	1	11	9	3	2	-	1	76	5	87	5
1978	1	13	11	4	3	-	2	54	3	97	4
1979	-	11	6	4	4	1	2	47	1	79	4
1980	1	9	13	4	3	2	6	58	2	110	5
1981	2	7	15	3	2	2	5	57	2	101	7
1982	-	12	13	5	1	4	5	54	-	102	8
1983	-	15	8	4	2	3	5	68	-	97	9
1984	4	15	7	6	3	2	3	60	1	94	12

Die Angaben beziehen sich auf die Stichtage der beiden vorausgehenden Tabellen.

Das Durchschnittsalter der Studierenden des Abendgymnasiums lag im ersten Dezennium seines Bestehens bei 26 Jahren, von 1965-75 sank es auf etwas unter 24 Jahre, seither ist es wieder angestiegen und liegt 1985 zwischen 26 und 27 Jahren.

Die Zahl der Abiturienten, die Namen der Sprecher der Abiturjahrgänge und der mit dem Scheffelpreis Ausgezeichneten (der Scheffelpreis wird seit 1962 verliehen) geht aus der folgenden Zusammenstellung hervor:

Abiturtermin	Abiturienten			Sprecher des Abiturjahrganges	Scheffelpreis- träger
	insg.	m.	w.		
Herbst 1958	45	36	9	Lothar Molter	-
Herbst 1959	54	49	5	Gerhard Leonardy	-
Frühjahr 1960	52	42	10	Alfons Weber	-
Frühjahr 1961	10	9	1	-	-
Sommer 1962	38	32	6	Christa Hartkorn	Roman Thömmes
Sommer 1963	49	41	8	Richard Bessoth	Friedr. Jung
Sommer 1964	48	36	12	Hanna Müller	Peter Burg
Sommer 1965	62	44	18	Wolfgang Kiefer	Gabriele Deuse
Sommer 1966	42	34	8	Albert Schneider	Brigitte Zapp
Sommer 1967	38	28	10	Dieter Becker	Karl Siebel
Sommer 1968	47	34	13	Helga Kaltenbrunnen	Marliese Altmeyer
Frühjahr 1969	44	28	16	Günter Elgaß	Marlene Trautmann
Sommer 1969	32	24	8	Wolfgang Harres	Wolfgang Harres
Sommer 1970	35	23	12	Eberhard Pies	Klaus Retzmann
Sommer 1971	37	23	14	-	Hans Siegfr. Scherer
Sommer 1972	57	33	24	-	Gerhard Schmidt
Sommer 1973	40	25	15	-	Klaus Flohr
Sommer 1974	41	21	20	-	Gisela Koch
Sommer 1975	57	34	23	-	-
Sommer 1976	48	15	33	-	Ursula Hoffmann
Sommer 1977	41	21	20	-	Helga Serbe
Sommer 1978	25	9	16	-	Isabella Boiger
Sommer 1979	30	10	20	-	Hans Koepke
Sommer 1980	21	13	8	Gerd Courthoute	G. Courthoute
Sommer 1981	31	12	19	Petra Kutsch	Petra Kutsch
Sommer 1982	21	14	7	Stefan Zimmer	Albert Stichter
Sommer 1983	22	12	10	Gisela Rabanus	Gisela Rabanus
Sommer 1984	50	21	29	-	Judith Jakoby
Sommer 1985	39	15	24	Peter Spang	Peter Spang

Von 1971 bis 1978 wurden die Abiturienten nicht im Rahmen einer gemeinsamen Schulfeier entlassen, sondern empfingen im Direktorzimmer gegen Unterschrift das Reifezeugnis, es war die Zeit eines mehr oder weniger großlosen Abschieds von der Schule; 1979 hat Studiendirektor Streit die Entlassung in einer allgemeinen Feier von Studierenden und Kollegium wieder aufgenommen.

Die seit 1955 am Abendgymnasium Saarbrücken tätigen Kollegen und Kolleginnen sind von STR Klaus Zimmer in alphabetischer Anordnung zusammengestellt worden.

Hauptamtliche Lehrkräfte

Dr. Bayer Hans Juluis (De, En) seit 1964
Bohrmann Werner (Bio, Ek) seit 1982
Conrad Gerd (De, Ge, Po) seit 1974
Dr. Dick Fritz (Fr, En, Ek) 1970–72
Dörrenbächer Gerhard (La) 1976–83
Dr. Ecker Franz (De, Ge, Ek) 1962–68
Eckhard Gümther (Fr, Po) seit 1985
Fisch Josef (De) seit 1979
Dr. Gräser Albert (De, Ge) 1958/59
Guckelmus Ingrid (Bio, Che) seit 1982
Haasser Paul (Che, Ph, Ma) 1958–75
Hauptenthal-Blattner Birgitta (De, Po) 1983–85
Hax Heinrich Robert (De, Ge) 1968–78
Hoffmann Adolf (Ma, Ph) seit 1973
Jäger-Rebholz Doris (Ma, Ph) seit 1983
Kiyek Gisolda (Ma, Ph) 1964–73
Dr. Klein Karl (Che, Bio) 1962–70
Koch Bernhard (La) 1961–80
Kuhn Edelgard (Fr, Ge) seit 1981
Mangold Marietta (Bio, Che) seit 1983
Dr. Maurer Adolf (Ma, Ph) 1955–62
Meyer Alois (En, Fr, Ek) 1960–71
Ritter Ursula (De, Ge, La) 1962–64
Saam Rudolf (Ge, Ek, De) seit 1958
Schäfer Bernd (De, Ge) seit 1983
Schätzle Lieselotte (De, La, En, Ge) 1962–65
Schlick Bernhard (Fr, La) 1959/60 und seit 1975
Schmidt Alfons (La) 1960–62
Schönenberger Peter (La) seit 1984
Schraube Amelie (En, Ge) 1976–82
Seiwert Reinfried (De, Po) seit 1985
Staudt Volker (En, Po) seit 1982
Stieber Herwig (Bio, Ek) seit 1983
Streit Bruno (Fr, Ge) seit 1958
Dr. Voss Michael, seit 1977 (Ma, Ph)
Wannemacher Annerose (Bio, Che) seit 1985
Dr. Wonn Lieselotte, 1970–79 (Bio, Che, Ph)
Zimmer Klaus, seit 1982 (Che, En)
Zimmermann Bernd, seit 1974 (Ma, Ph)

Mehrere hauptamtliche Lehrer haben vor bzw. nach ihrer hauptamtlichen Tätigkeit am Abendgymnasium nebenamtlichen Unterricht erteilt.

Nebenamtliche Lehrkräfte

Armbrust Werner, 1965–70 (Ge)
Arweiler Rudolf, 1958–62 (Fr, En, La)
Baldauf Josef, 1962–64 (Fr, En)
Baronetzky Ernst, 1962–68 (De, Ge, En)
Dr. Barth Heinz, 1956–58 (Fr, En)
Beck Peter, 1956–58 (Fr)
Becker Erich, 1955–58 (Fr)
Bender Kurt, 1969–73 (La, Ge)

Dr. Bettinger Peter, 1980–82 (En)
 Bieg Manfred, 1969 (Ph)
 Blatt A., 1955–58 (Fr)
 Dr. Bohr Paul, 1956–58 (Rel)
 Bossong Peter, 1976/77 (Ma, Ph)
 Braun Bernhard, 1956–73 (Ph, Che, Ek)
 Britz Ulrike, 1982 (Bio)
 Brück Harry, 1984/85 (k. Rel)
 Buß Heinrich, 1955–69 (Ma, Ph, Che)
 Contier Winfried, 1959–68 (De, Ge)
 Dappers Winfried, 1974–76 (Ma, Ph)
 Dick Erich, 1956–65 (Ma, Ph)
 Diener Wolfgang, 1969/70 (Fr, En)
 Ehmer Bernhard, 1967–76 (La, K. Rel)
 Emmerich Helmut, 1961–76 (De, K. Rel)
 Ewerle Hans-Peter, 1983/84 (k. Rel)
 Federkeil Hardy, 1961–71 (La)
 Feilen Rita, 1970–73 (De)
 Fiehl Karin, 1964/65 (Che, Bio)
 Fischer Lothar, 1973/74 (Ma)
 Flaccus Martina, 1984/85 (k. Rel)
 Flesch Willi, 1956/57 (De, Gr)
 Forthofer Wolfgang, 1973–76 (Ge)
 Dr. Fries Karl-Ernst, 1969–76 (Ma, Che)
 Fuchs Rudolf, 1960–67 (k. Rel)
 Geiger Kurt, 1971–73 (Ek)
 Dr. Gemmel Friedrich, 1957–69 (Ma, Ph)
 Dr. Graeff, 1958
 Grodhues Gerd, 1981–83 (Po)
 de Groot Heinrich, 1965–76 (Ma, Che)
 Groß Herbert, 1967–83 (Fr, En, Ek)
 Haarhaus (Pfarrer) 1959
 Halmes Volker, 1984/85 (En)
 Hartmann Paul, 1956–75 (Fr, En, Ek)
 Heger Ulrich, 1980/81 (Ma)
 Heilig Karoline, 1973–79 (Ek)
 Heue Rolf (Pfarrer), 1960–63 (ev. Rel)
 Hildebrandt Emil, 1955–58 (Fr, En)
 Hilzensauer Theobald, 1967–77 (De, La)
 Dr. Hucke Theodor, 1955–70 (Che, Ek)
 Jochum Herbert, 1965–69 (De)
 Junglas Bernhard, 1961–65 (k. Rel)
 Kiefer Ildefons, 1965–68 (De)
 Kiefer Karl, 1956–65 (Fr, En)
 Klein Max, 1956–59 (En)
 Klenner Wolfgang, 1975/76 (Che, Bio)
 Kopp Rudolf, 1955–58 (En, La)
 Kowalk Angela, 1973/74 (En)
 Krämer Willy, 1957/58
 Dr. Krieger Harald, 1955–58 (ev. Rel)
 Kruse Gerhard, 1959–72 (De, Ge)
 Kühn Edgar, 1966–75 (Fr, Ge)

Künstler Rudolf, 1956/57 (Ma)
 Kuntz Hans, 1960-68 (La)
 Kunz Richard, 1956-58 (Ma, Ph, Bio)
 Künzel Ralf, 1972-77 (De, Ge)
 Lambert Kurt, 1965-76 (De, Ge, La)
 Lambert René, 1963-65 (La, ev. Rel)
 Lang Norbert, 1973-77 (Ma, Ph)
 Lang Ralf Dieter, 1969/70 (Ph)
 Lang Reiner, 1981/82 (Bio)
 Dr. Laubenthal Wilhelm, 1956/57 (De, Ge)
 Lauck Albert, 1962-70 (Che, Bio)
 Lauer Manfred, 1967-76 (Ma, Ph)
 Lawaldt Ludwig, 1963 (Ph, Che)
 Lehmann, 1959
 Leist Karlheinz, 1969-75 (Ma)
 Lemier Gudrun, 1971 (En)
 Lenzen Waltraud, 1972-74 (En)
 Links Christoph, 1982/83 (De)
 Löffler Dieter, 1982/83 (Po)
 Macke Heinrich, 1955-67 (Ma, Che)
 Martin Franz, 1955-57 (Ek)
 Matheis Hermann, 1956-64 (Ph, Che, Bio)
 Dr. Mathieu Herbert, 1978-84 (Ma, Ph)
 Meiser Günther, 1958-69 (La, Gr)
 Menard Johannes, 1956-58 (Fr)
 Mergens Lothar, 1982-84 (Fr, En)
 Meyer Horst, 1972-77 (Ma, Ph)
 Missy-Kallenbach Gabriele, 1984/85 (k. Rel)
 Dr. Mohr Walter, 1957/58 (Ge)
 Mohr Wilhelm, 1955-65 (k. Rel)
 Molter Lothar, 1970-74 (Ma, Ph)
 Monzel Alfred, 1958/59 (La, Gr)
 Müller Dieter 1973-76 (Ma, Ph)
 Dr. Müller Manfred, 1968-84 (De, Ge, Phil., Eth)
 Müller Rudolf, 1964/65 (La)
 Mundt Peter, 1972-76 (La)
 Neißer Barbara, 1982-84 (Eth)
 Ochs Otto, 1963-71 (La, Ge)
 Ohlerich Friederike (Eth) seit 1984
 Ott Josef, 1956/57 (La)
 Peters Hildegard, 1959/60
 Peters Karl-Heinz, 1956-59 (De)
 Pflug Otto 1962 (Ma, Ph)
 Philippi Guido, 1980-83 (De)
 Pohl Otto, 1962/63 (La, Ge, Fr)
 Preiß Josef, 1956-58 (La, De)
 Puff Johannes, 1965-67 (k. Rel)
 Remlinger Helmut, 1964-75 (Ma, Ph)
 Dr. Reuter Paul, 1956-58 (En)
 Ritschel Josef, 1960-63 (Ma)
 Dr. Rosenbaum Dieter, 1963-75 (De)
 Dr. Saar Wilhelm, 1955-57 (Ge)

Schaum Willi, 1982/83 (Ch)
Schild Werner, 1956–58
Schilling Helmut, 1965–76 (La, En)
Schmidt Herbert, 1956–58 (Gr)
Schmidt Manfred, 1970 (Ma)
Dr. Schmidt Walter, 1956/57 (En)
Schmitt Heinrich, 1967–69 (Fr)
Schmitz Werner, 1956–58 (Fr)
Dr. Schneider, 1959
Schneider Horst, 1970 (Ma)
Schneider Reinhard, 1971–74 (En, Fr)
Schönsiegel Manfred, 1965–70 (Bio, Ek)
Schorr Hans-Joachim, 1975–77 (Ph)
Schulten Heinz, 1964 (Ma)
Schuster, 1958
Schuto Karl, 1956–63 (De, Ek)
Seebald Dieter, 1970 (Ma)
Sitzmann Friedrich, 1958–64 (Ph)
Soraruf-Scheuing Grete, 1974
Spanut Dietrich, 1972–79 (En)
Speicher Heribert, 1959–64 (La)
Steinmetzler Josef, 1966/67 (k. Rel)
Dr. Stenzhorn Hans-Jürgen, 1978–83 (Bio)
Stockfisch Erich, 1957–65 (De)
Stolz Albert, 1957/58 (De)
Strucker Berthold, 1984/85 (k. Rel)
Stützel-Studt Günther, 1955–62 (De)
Dr. Tadros Nabil, 1979–82 (Che)
Dr. Thieme Arthur, 1956–63 (Che)
Uder Ulrike, 1984/85 (Fr)
Vautrin Norbert, 1971–76 (La)
Vogelgesang Josef, 1966–70 (Bio, Che)
Vogt Walter, 1955–58 (Fr)
Vogtel Hans-Dieter, 1969–84 (De, k. Rel)
Wannemacher Ulla, 1974–81 (Che)
Warken Norbert, 1973–76 (De)
Weber Hermann, 1955–58 (De, La)
Werndorff Franz, 1975/76 (Che)
Wilhelm Elmar, 1974–76 (La)
Wollboldt Gerd, 1965–76 (La)
Dr. Wolter Helmut, 1955–65 (Bio, Che)
Zeyer Gerd, 1962–65 (Ma, Ph)
Zimmer Richard, 1966–73 (Ma)

Verwaltungsangestellte

Fräulein Mohr 1955/56
Frau Helene Kuhn 1956–58
Fräulein Schröder 1958/59
Frau Erika Baehr geb. Mörsdorf 1959–64
Edgar Detemple 1964–67
Edwin Samsel 1967–85
Frau Heidi Schmidt seit 1985

Höhepunkte des schulischen Lebens waren bis 1969 neben den Abiturentlassungsfeiern die in der Regel Anfang Oktober zur Erinnerung an die Gründung des Saarbrücker Abendgymnasiums durchgeführten Schulfeste, denen im Hinblick auf die Pflege einer in ernstem Schaffen, aber auch in fröhlicher Geselligkeit entstehenden gemeinsamen Gesinnung, des spezifischen „Schulgeistes“, große Bedeutung zukam. Anlässlich der 5. Wiederkehr der Gründung fand in der Aula des Otto-Hahn-Gymnasiums eine Feier statt, bei der Oberstudiendirektor Dr. Maurer den Festvortrag über „Erwachsenenbildung aus der Sicht des Abendgymnasiums“ hielt.

Nach der Amtsübernahme als Schulleiter referierte Dr. Ecker in den ersten Jahren bei den Entlassungsfeiern der Abiturienten über die folgenden Themen:

1963 „Wissenschaft und Bildung heute“

1964 „Jugend ohne Goethe?“ (als Sonderdruck veröffentlicht)

1965 „Arbeit und Bildung“

Die 10. Wiederkehr der Gründung des Abendgymnasiums Saarbrücken wurde im Rahmen eines Schulfestes mit Tanz und Tombola an einem Samstagabend im Oktober 1965 im großen Saal der Handwerkskammer zu Saarbrücken gefeiert. Zur 15. Wiederkehr der Gründung fand am Montag, dem 5. Oktober 1970, in der Aula des Otto-Hahn-Gymnasiums ein Festakt statt: Nach einem Rückblick über die Entwicklung des Saarbrücker Abendgymnasiums hielt der Kunsthistoriker Walter Schmeer einen Diavortrag zum Thema „Der Manierismus in der Bildenden Kunst“.

Die zur 25. Wiederkehr des Gründungstages geplante Feier konnte wegen der ungesicherten Finanzierung nicht durchgeführt werden.

Am 25. Oktober 1985 feierten die Studierenden mit ihren Lehrern „30 Jahre Staatliches Abendgymnasium Saarbrücken“. In Vertretung des Schulleiters begrüßte STD Streit Schüler, Kollegen und „Ehemalige“. Nach einem humorvollen Rückblick auf die ersten 3 Jahrzehnte durch STD Saam zeigte Dieter Becker Dias von der Flandernfahrt, die das Abendgymnasium 1965 durchgeführt hatte. Aus den Fachbereichen Chemie, Physik, Biologie und Informatik wurden interessante Versuche vorgeführt; der Studierende Günter Navky las aus eigenen Werken, und in einem Klassenraum waren Bilder der Studierenden G. Kaup, R. Popa und A. Alles ausgestellt. Die übrigen Klassenräume im 1. Stock waren umfunktioniert in eine Pfälzische Weinstube, einen Biosaftladen, eine Kaffeestube, eine Sektbar und einen Raum für „La France se met à table“. Verständlicherweise hat den Studierenden der Besuch der Schule an diesem Abend besonderen Spaß gemacht.

Seit 1979 wird bei der Entlassung der Abiturienten von einem Mitglied des Kollegiums ein Referat aus dem jeweiligen Fachbereich gehalten:

1979 OSTR Conrad

„Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland“ (aus Anlaß der 30. Wiederkehr der Verkündigung)

1980 OSTR Hoffmann

„Prinzipien der Erkenntnis in den Naturwissenschaften“

1981 OSTR Dr. Bayer
„Hochmittelalterliche und moderne Gesellschaftskritik — Anmerkungen zu Erich Fromms Unterscheidung einer „Sein-“ und „Haben“ Orientierung“

1982 OSTR Conrad
„Ohne Geschichte sein? Geschichtsinteresse und Geschichtsbewußtsein heute“

1983 STR Dr. Voss
„Über das Unbestimmte in der modernen Physik“

1984 wünschten die zu entlassenden Studierenden anstelle einer Schulfeier eine Veranstaltung im Stiefel-Theater; dabei führte eine Schülergruppe unter der Regie von Studienrat Schäfer die Grotteske „Goethe“ von A. Polgar auf. 1985 war die Entlassungsfeier der Abiturienten mit einem Grillfest auf dem Schulhof des Otto-Hahn-Gymnasiums verbunden.

Eine starke gemeinschaftsfördernde Funktion haben auch die seit 1959 veranstalteten Lehrfahrten: Rund 20 Mehr- und über 30 Eintagesfahrten wurden zur Vertiefung des Unterrichts durchgeführt.

Die von 1960 bis 1971 mit finanzieller Unterstützung des Kultusministeriums organisierten Mehrtagesfahrten (Leitung die Herren Saam und Hax) sind den Teilnehmern in eindrucksvoller Erinnerung geblieben:

vom 14.–18. Juli 1960

die „Wolfram-Schiller-Fahrt“ mit den Stationen Würzburg, Rothenburg, Creglingen, Waikersheim, Wolframs-Eschenbach, Marbach und Ludwigsburg

24./25. September 1960

„Grünwald-Fahrt“ nach Colmar

30./31. Oktober 1960

Fahrt in die Eifel und an die Mosel zum Studium des Vulkanismus' und des Weins

21.–24. Juli 1961

„Goethe-Fahrt“ nach Frankfurt, Marburg, Wetzlar, Limburg, Ehrenbreitstein

27. 4.–2. 5. 1962

Fahrt nach Berlin (Im Anschluß an die Erbauung der Mauer)

28./29. September 1963

„Schwarzwald-Fahrt“ (Breisach, Freiburg, Feldberg)

30./31. Oktober 1963

„Eifelvulkanismus“ (Daun, Manderscheid, Maria Laach)

24.–27. Juli 1964

Maulbronn, Blaubeuren, Ulm, Tübingen

6./7. März 1965

Frankfurt, Saalburg, Darmstadt

1./2. Mai 1965

Speyer, Pforzheim, Wildbad (2 1/2stündige Wanderung zum Wildsee als Hochmoor), Freudenstadt

23.–27. Juli 1965

Flandernfahrt nach Antwerpen (Rubens), Brügge und Gent

21.–26. Juli 1966

Fahrt nach Süddeutschland und in die Schweiz: Konstanz, Schaffhausen/Rheinfell, St. Gallen (Besichtigung der Nibelungen B-Handschrift in der Bibliothek), Birnau, Ottobeuren, Zugspitze

20.–24. Juli 1967

Würzburg (Residenz, Grab Walthers von der Vogelweide, Marienfest) Ansbach, Wolframs-Eschenbach, Dinkelsbühl

Im Juli 1967 wurde unter der Leitung von Dr. Bayer außerdem eine einwöchige Fahrt nach England durchgeführt.

20.–25. Juli 1968

Norddeutschlandfahrt nach Bremen, Helgoland und Hamburg, mehrstündige Wanderung in der Lüneburger Heide zum Wilseder Berg, Besuch der Wolfenbütteler Bibliothek, der Wirkungsstätte Lessings, Besichtigung des Hildebrandsliedes in der hessischen Landesbibliothek in Kassel

26.–28. Oktober 1968

Aachen (unvergeßliche eindrucksvolle Führung durch Dom und Schatzkammer durch Prof. Dr. Falkenstein), Maastricht, Führung durch die Braunkohlengrube Fortuna Nord bei Köln, Schloß Brühl

Zu der von OSTR Saam für Sommer 1969 geplanten Fahrt nach Eisenach, Erfurt und Weimar hatte das saarländische Kulturministerium die Zustimmung erteilt, doch leider wurde damals von der DDR keine Einreiseerlaubnis gegeben.

Nachdem von 1969 an die Zuschüsse für Klassen- bzw. Gruppenfahrten von seiten des Ministeriums erheblich reduziert worden sind, konnte vom 23.–28. Juli 1971 nochmals eine Berlinfahrt durchgeführt werden, ansonsten beschränkte man sich in den folgenden Jahren mit Eintagesfahrten (Leitung STD Saam):

Nach Hessen:

Mehrfacher Besuch des Gutenbergmuseums in Mainz und des Goethehauses in Frankfurt, im Lutherjahr 1983 Besuch der Ausstellung in Worms.

Nach Schwaben:

Fahrt nach Marbach (Schillerhaus), Besuch des Planetariums in Stuttgart

In die Pfalz:

1982 Fahrt nach Hambach und Speyer

1983 Fahrt zum Trifels (Reichskleinodien)

Ins Elsaß:

Mehrfacher Besuch des Europaparlaments, des Münsters und der Thomaskirche in Straßburg, Besichtigung der humanistischen Bibliothek in Schlettstadt, der Wandteppiche in Neuwiller und St. Johann bei Zabern, Besuch von Sesenheim

Nach Lothringen:

Mehrfache Fahrt nach Verdun, Metz, Nancy und Lunéville.

Aus Anlaß der 40. Wiederkehr des Kriegsendes ist eine Gruppe am 24. März 1985 nach Verdun und Reims gefahren.

In 30jähriger Bildungsarbeit hat das Staatliche Abendgymnasium Saarbrücken 1 156 Studienwillige (738 männliche und 418 weibliche Studierende) zur Hochschulreife geführt, ein Beleg für die kulturelle und die soziale Bedeutung der Schule in der gesellschaftlichen Situation des Saarlandes.

